ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 2 • FEBRUAR 1968 • PREIS 1 MARK

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH





Er ist eigentlich kein schlechter Kerl, der Flieger S. Kameradschaftlich, hilfsbereit, auch seinen Dienst versieht er ordentlich. Er gehört zum Bodenpersonal einer Hubschraubereinheit, aber dennoch ist er „Flieger", und darauf ist er nicht wenig stolz. Seine kleine Schwäche hängt damit zusammen. Gern sieht er sich im Mittelpunkt, und deshalb schneidet er auch oft gehörig auf.

Eines Abends sitzt er mit zweien seiner Genossen in einer Gaststätte bei einem Glas Bier. Daß den freien Platz an ihrem Tisch ein nettes, hübsches Mädchen einnimmt, ist natürlich recht angenehm. Bald kommt man miteinander ins Gespräch.

„Sie sind Flieger?" fragt sie mit einem Blick auf die Schwinge an der Uniform der Soldaten. S. ist sofort in seinem Element. Das ist sein Thema. Natürlich ist er Flieger! Und was für einer! Seine beiden Freunde, echte Flieger, staunen nicht schlecht, was man alles für Abenteuer als Pilot erleben kann. S. sieht die bewundernden Blicke des Mädchens. Er ist kaum zu bremsen und steigert sich in seinen phantastischen Schilderungen in eine wahre Glanzform. Als Höhepunkt und besonderen „Knüller" hat er ein Angebot bereit: „Wenn Sie wollen, können Sie ja mal eine Platzrunde mitmachen!"

Natürlich will sie.

„Also dann, morgen früh um zehn."

Die Vorhaltungen seiner Genossen auf dem Heimweg, das sei wohl zuviel des Guten gewesen, tut Flieger S. souverän ab:

„Ach, was soll schon passieren! Meinen Namen weiß sie nicht, der Abflug ist morgen doch bereits um halb neun, und außerdem wird sie der Posten gar nicht ins Objekt lassen."

Doch Flieger S., der kühne „Pilot" irrt in jeder Hinsicht.

Um ja nicht den Abflug zu verpassen, findet sich sein Fluggast am nächsten Morgen bereits um 7.30 Uhr ein. Der Posten wundert sich zwar über das Anliegen des Mädchens, bringt sie aber zum Staffelkommandeur.

Der ist nicht minder verblüfft. Einfälle haben manche, das ist ja nicht zu fassen. Erst einmal macht er dem enttäuschten Mädchen klar, daß die Luftstreitkräfte der NVA natürlich keine privaten Rundflüge veranstalten können. Doch was weiter? Der Aufschneider verdient auf jeden Fall eine Lehre.

„Kommen Sie, Fräulein, wir werden uns den Burschen mal vorknöpfen, Sie erkennen ihn doch sicher wieder."

Als der Kommandeur mit dem Mädchen vor die angetretene Staffel tritt, ahnt nur einer, was nun kommt – Flieger S. Abwechselnd wird ihm heiß und kalt. Könnte man sich jetzt unsichtbar machen! Als sie direkt vor ihm steht, ist das letzte bißchen Mut dahin. Die Beine versagen den Dienst. Sein Nebenmann bekommt ihn gerade noch am Arm zu fassen, sonst hätte sich der Held der Lüfte gar in den Staub gelegt.

Stabsfeldwebel Nixdorf

Vignette: Harri Parschau



POSTSACK

„Feuerstuhl"-Steuer

Stimmt es, daß Soldaten, die ihren Grundwehrdienst ableisten, während dieser Zeit keine Kfz.-Steuer für ihr Privatfahrzeug zu bezahlen brauchen? Kanonier Zimmermann, Kroppen

Sofern Sie nicht das Kfz. abgemeldet haben, können Zahlungsverpflichtungen ganz oder teilweise gestundet werden. Darüber entscheidet auf Antrag die zuständige Kreisdirektion der Deutschen Versicherungs-Anstalt.

Mal so . . .

Eins gefällt mir an der AR nicht: Es sind zu wenig hübsche Mädchen darin.

Richard Knape, Ferch

. . . mal so

Muß das sein, daß so viele Mädchen im Heft abgebildet sind?

Horst Zedler, Weißwasser

Freie Bahn den Tüchtigen

Ich habe erfahren, daß das Bestenabzeichen der NVA jetzt nur noch einmal verliehen wird. Dürfen wir demnach nur noch einmal um den Bestentitel kämpfen?

Unteroffizier Kallweit, Eggesin

Keineswegs. Sie können und sollen während der gesamten Zeit Ihres Wehrdienstes an der Bestenbewegung teilnehmen und ausgezeichnet werden. Das Abzeichen selbst aber wird nur einmal vergeben. Bei Wiederholung der Leistungen, die eine Auszeichnung mit dem Bestentitel rechtfertigen, werden Wiederholungsanhänger zum Abzeichen verliehen. Das geschieht erstmalig 1969.

Unterschiede

Seit Jahren ständiger Leser der AR, ziehe ich daraus immer Vergleiche zwischen der NVA und der faschistischen Wehrmacht, in welcher ich dienen mußte. Welch gewaltige Unterschiede bestehen da. Wir als „Gewöhnliche" waren die niedrigste Klasse Menschen in den Augen vieler faschistischer Offiziere und auch Unteroffiziere. Hier in unserer NVA werden alle als wahre Menschen angesehen. Meine Hochachtung vor den Offizieren unserer NVA.

Willy Burkhardt, Untschen

Gesunken

Es muß in den Jahren 1961–64 gewesen sein, als ein amerikanisches Atom-U-Boot gesunken ist. Ich möchte von Euch wissen, wieviel Mann das Boot hatte.

Reinhard Männel, Sielitz

Es handelt sich um das am 10. April 1963 im Atlantik gesunkene U-Boot „Tresher". Es hatte 129 Mann an Bord.



Erinnerungen

Im Frühjahr 1962 bin ich entlassen worden. Man denkt öfter an die Dienstjahre und die Genossen zurück. Ich grüße alle ehemaligen freiwilligen Genossen, besonders Zugführer Zoch aus der Transportkompanie in Karpin.

Stabsgefreiter d. R. Pohl, Senftenberg

„Abzeichen d. R."

Sechs Jahre diene ich jetzt schon bei der NVA. Welches Reservistenabzeichen kann ich erhalten?

Feldwebel Millm, Leipzig

Das Abzeichen in Bronze gibt es für eine Dienstzeit bis zu zwei Jahren; in Silber über zwei bis einschließlich zehn Jahre und in Gold über zehn Jahre Dienstzeit.

Zum ehrenden Gedenken

Sie haben vor einiger Zeit einen Bericht über das Berliner Wachregiment gebracht. Ich vermisse in dem Artikel, seit wann die Ehrenposten am Mahnmal Unter den Linden stehen. Wachtmeister Kawena, Potsdam

Am 1. Mai 1962 zogen sie das erstemal auf.

Rechte Hand des Arztes

Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um den Schwesterndienst in einem Armeelazarett antreten zu können?

Gabriele Ludwig, Grimma

Für den aktiven Wehrdienst als Soldat auf Zeit (Sanitätsunteroffizier) können nur ledige Krankenschwestern und in ein ziviles Arbeitsrechtsverhältnis mittlere medizinische Kader aller Fachrichtungen eingestellt werden. In beiden Fällen muß die Fachausbildung abgeschlossen sein.

Soldatenhände griffen zu

Es war die letzte Abendvorstellung des Zirkus „Sarani" in Roßlau. Unter den Zuschauern befanden sich viele sowjetische Soldaten. Die letzten Takte der Musik waren verklungen, nun galt es, alles abzubauen. Nicht wenig überrascht waren wir, als der sowjetische Kommandeur seinen Soldaten befahl, mitzuhelfen. Es klappte alles wunderbar wie am Schnürchen. Für die schnelle kameradschaftliche Hilfe waren wir sehr dankbar.

Elke Munsch, Endorf

Linkshänder

Ist es bei der Armee erlaubt, links zu schießen? Ich kann auf dem linken Auge besser sehen und habe mir das Abdrücken mit der linken Hand beim Luftgewehr schon angewöhnt.

Hans Pusch, Schöneiche

Natürlich dürfen Sie auch so schießen. Hauptsache, Sie treffen immer das Ziel.

1966 gestiftet

Die höchste militärische Auszeichnung der DDR ist der Scharnhorst-Orden. Nennen Sie mir die Namen der bisher mit diesem Orden ausgezeichneten Genossen!

Rolf Krähe, Spremberg

Am 1. März 1966 wurden der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Hoffmann, und sein Stellvertreter Admiral Verner damit geehrt.

Findling

Im Mai 1945 fand ein Sowjetsoldat auf der Insel Rügen einen in Lumpen gehüllten Säugling. Herkunft, Alter und Namen blieben unbekannt. Der Sowjetsoldat und seine Kampfgefährten gaben dem Findling den Namen Fritz Rügen; Fritz, weil er ein Deutscher war, Rügen, weil er auf der Insel gefunden wurde. Fritz, der später noch den Namen Eckehard erhielt, wuchs in einigen Kinderheimen der DDR auf. Als Matrose der Volksmarine versah er mehrere Monate seinen Dienst auf jener Insel, auf der sich vor 22 Jahren die Soldaten der Sowjetarmee seiner angenommen hatten. Heute ist er selbst Ausbilder von jungen Matrosen.

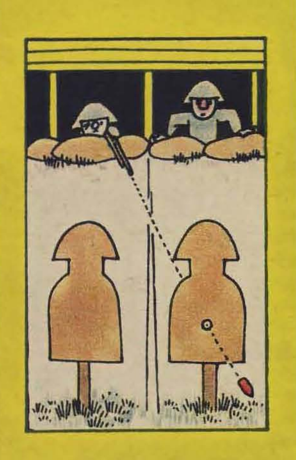
Oberleutnant Lange, Kühlungsborn

Nur glatte Schuhe gestattet

In der Bekleidungsvorschrift steht, daß zur langen Hose schwarze Lederschuhe ohne Verzierung zu tragen sind. Darf ich auch Wildlederschuhe benutzen?

Oberwachtmeister Bremer, Brück

Nein. Diese Art zählt zu den Schuhen mit modischen Effekten.





Soldatenmagazin = Adressenbuch?

Könnte man nicht in der AR Adressen von Schreiblustigen bekanntgeben? Dazu müßte ein Aufruf bekanntgegeben werden, daß alle Jungen, die bei der Armee sind, oder auch Jungen, die nicht dabei sind, ihre Anschriften an die AR schicken.

Christina Chychta, Dennewitz

Junge, Junge, da würden wir uns vor lauter Post gar nicht mehr retten können. Da wir aber eine derartige Fülle niemals im Magazin unterbringen, veröffentlichen wir grundsätzlich keine Briefwechselwünsche.

Ehrensalve

Aus welchem Grund werden bei Begrüßungen hoher Persönlichkeiten 21 Schuß Salut abgefeuert?

Unterfeldwebel d. R. Hergemann, Wittstock

Das ist ein Brauch, der sich zuerst in der englischen Marine im 18. Jahrhundert entwickelte. Damals wurden bei An- und Abreise eines Schiffes mit Königen, Botschaftern usw. 21 Schuß abgefeuert. In der DDR ist das heute bei feierlichen Anlässen der höchste militärische Ehrengruß für Staatsoberhäupter und Ministerpräsidenten. Mit 19 Schuß werden Minister und Botschafter, mit 17 Stellvertreter der Minister, Generaloberste und Admirale, mit 15 Generalleutnante und Vizeadmirale und mit 13 Generalmajore und Konteradmirale empfangen.

Hier gibt's „Körbe"

Oft wird von unseren disziplinierten Soldaten berichtet. Diese gute Eigenschaft kann man leider manchesmal nur im Dienst feststellen. Viele Soldaten benehmen sich im Ausgang unmöglich, und man spricht recht schlecht von ihnen. Würden die Soldaten sich ein besseres Benehmen aneignen, dann würden auch die Tanzpartnerinnen nicht fehlen.

Renate Henkel, Eichenwalde

„Budjonny-Kämpfer" imponierten

Mit großer Aufmerksamkeit und Begeisterung las ich im Novemberheft Ihren Artikel über das Soldatentheater des Wachregiments Berlin. In den vergangenen Tagen hatte ich nun Gelegenheit, diese Genossen spielen zu sehen. Die Art, wie sie auftraten, hat mir sehr gefallen. Auf diesem Wege möchte ich mich noch einmal herzlich für das Erlebte bedanken und allen Genossen weitere Erfolge am Theater und im persönlichen Leben wünschen.

Heidemarie Lorbeer, Gera

Vergessen?

Am 24. November 1967 wurde der Stabsmatrose Dieter Hummel aus der Dienststelle Saßnitz im hiesigen Kulturhaus sozialistisch getraut. Eins hat aber mich sowie andere Personen befremdet. Die Dienststelle des Genossen hatte keinen Glückwunsch geschickt. Nicht einmal eine Karte scheint die Einheit, in der er nun schon zwei Jahre seinen Dienst versieht, übrig zu haben. Da hat sich seine zukünftige Arbeitsstelle von einer anderen Art gezeigt, indem sie ihm Blumen und Glückwünsche überbrachte!

Willi Grams, Wittenberge

Uns würde die Meinung des Kommandeurs und des Kollektivs interessieren.

Gilt nur für den „Dicken"

Kann mir meine Panzer-Fahrerlaubnis im zivilen Bereich umgeschrieben werden?

Unteroffizier Erdmann, Gotha

Nein, diese Fahrerlaubnis ist nur innerhalb der NVA gültig.

Wo ist der Gläubiger?

Vom November 1965 bis April 1966 wurde ich in Paarow als Funkmeßspezialist ausgebildet. In meiner Gruppe war ein Matrose, dessen Namen ich leider vergessen habe, der mir 30,– Mark lieh. Im Februar 1966 bin ich einige Wochen krank gewesen. In dieser Zeit wurde er auf ein LTS-Boot versetzt. Seitdem konnte ich ihn nicht mehr ausfindig machen. Um dem Matrosen, er soll in Wolfen wohnen, das Geld zurückzugeben, bitte ich Dich, liebe AR, mein Anliegen zu veröffentlichen.

Stabsmatrose Holze, Wustrow

Zukünftige Unteroffiziere

Eines Tages wurden wir, Lehrlinge des Lauchhammerwerkes, von einem Genossen des Wehrkreiskommandos unerwartet zu einem Forum eingeladen. Wir verhielten uns anfangs sehr zurückhaltend und erwarteten nicht viel von dieser Aussprache. Doch wir mußten uns eines besseren belehren lassen; denn dieser Genosse verstand es, uns mit einfachen Worten zu begeistern. Im Mittelpunkt der Unterhaltung standen Fragen über die Vorteile der dreijährigen vor der anderthalbjährigen Dienstzeit. Dabei konnten viele Irrtümer beseitigt werden. Erfreut wurde am Schluß festgestellt, daß von den 61 Anwesenden 29 bereit waren, als Soldat auf Zeit zu dienen.

Reinhard Schulze, Lauchhammer

Vignetten: Klaus Arndt



Konnte es nicht abwarten

Können Sie mir bitte sagen, wie lange die Auslosung des Preisausschreibens vom Novemberheft dauert? Ich brauche das Geld – falls ich etwas gewonnen habe – bis zum 17. 12. 67!

Ralf Ronneberger, Berlin

So schnell „schießt" auch die AR nicht. Am 15. 12. war Einsendeschluß. Dabei gilt der Poststempel. Wir müssen also erst den Posteingang der folgenden Woche abwarten, ehe wir die Gewinner auslosen können. Dieser Grundsatz gilt für alle Preisausschreiben.

„Zaungucker"

Da ich ein Mädchen bin, also niemals an dem Militärgeschehen unmittelbar teilnehmen darf – was ich sehr bedaure –, bekomme ich wenigstens durch die AR einen Einblick, wie es in unserer Armee zugeht.

Dagmar Kalbitz, Zwenkau

Eid und Gelöbnis

Am 50. Jahrestag der Oktoberrevolution wurden in Pinnow die jungen Soldaten vereidigt. Uns Schülern wurde es gestattet, vor den Armeeangehörigen unser Gelöbnis als Thälmann-Pioniere zu sprechen. Anschließend erhielten wir unsere Dokumente. Wir möchten den Soldaten noch einmal für die schönen Stunden danken und ihnen recht gute Erfolge wünschen.

Christel Tews und Sigrid Wilhelm, Pinnow

Gefreiter Kleitzke fragt:

„Vor drei Tagen hatten wir einen langen Marsch, heute schon wieder. Dazwischen lagen harte Ausbildungstage bei Kälte und Schnee. Ist das nicht ein bißchen zuviel?"

Die AR erhielt einen Brief:

„... wenn der Gefreite Behrens tatsächlich für im Objekt begangene Verstöße gegen die festgelegte Verkehrsregelung Stempelaufdrücke erhielt, so war das ungesetzlich ..."

Oberst Richter antwortet



Woran messen Sie eigentlich das „Zuviel"? Meinen Sie, solche Strapazen seien übertrieben angesichts der Modernität unserer Armee?

Wie dem auch sei, hier einige Zusammenhänge: Wir müssen auf alle Varianten der Kriegführung – und das besser als der mögliche Aggressor – vorbereitet sein!

Der Kampf führt gerade wegen seiner Modernität zur Zunahme auch der körperlichen Belastung, vor allem wegen der wachsenden Wirkungsgeschwindigkeit der Waffen und der höheren Manövrierfähigkeit der Einheiten. Kampfhandlungen werden oft unter erschwerten Bedingungen durchgestanden werden müssen, wie extremen Temperaturen, Frischluftmangel, hohem Gefechtslärm, eingeschränkter Orientierung und Bewegung! Derartige Gefechte müssen auch bei Ausfall der Technik gemeistert werden.

Mit einem Wort: Es ist notwendig, jeden Soldaten, unabhängig von seinem konditionellen Mitbringsel, optimal für alle Kampfbedingungen fit zu machen.

Die Belastungsgrenzen sind nun allerdings individuell unterschiedlich. Keiner soll da in der Ausbildung Schaden nehmen. Trotzdem muß das Ziel erreicht werden.

Deshalb forderte Genosse Ulbricht von allen Offizieren eine sinnvoll gesteigerte Ausbildung, die den Armeeangehörigen alles abverlangt und in deren Verlauf sie an die Wirkungsfaktoren moderner Waffen gewöhnt werden.

Ein solches System ist in unserer Armee wirksam. Frühsport, militärische Körperertüchtigung, Gefechtsausbildung und der Freizeitsport bilden die Grundlage der körperlichen Ausbildung.

Aber 18 Monate sind nicht viel Zeit. Da erweist sich allerdings der Kredit, den ein sportlich trainierter Genosse zum Wehrdienst mitbringt, als äußerst wertvoll.

Und schließlich: Militärische Meisterschaft wird nur der erreichen, der eine hohe Kampfmoral aufweist und gewillt ist, sich selbst ständig in der Ausbildung zu steigern.

Das saß. Denn der Brief kam vom Militäroberstaatsanwalt und der muß es ja ganz genau wissen. Er fordert deshalb mit Recht, daß, was Recht ist, Recht bleibe!

Gedächtnisstarke Leser wissen spätestens jetzt, daß damit mein Kfz.-Stempel-Beitrag im Heft 9/67 der AR gemeint war.

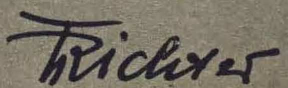
Und damit hätte ich mir beinahe selbst einen Stempel eingehandelt – wenn es so was gäbe. Aber das gibt's glücklicherweise auch nicht. Doch nun mal sachlich: Tatsächlich war von mir unterlassen worden, richtigzustellen, daß der Kommandeur im Objekt zwar disziplinar, aber nicht stempelnder Weise VK-Verstöße ahnden darf.

Das gibt es nämlich wirklich nicht. Denn siehe: „Informationen über Entscheidungen, Rechtssätze und Probleme der Arbeit der Militärgerichte Jahrgang 1966/4, Punkt 2..." Und: DV-17/1 – Berichtigung Nr. 1, letzte Seite, letzte Zeile, ganz unten, Punkt 34.

Obwohl meine fehlerhafte Darstellung nur der Ausgangspunkt für mein Hauptanliegen war, die erzieherische Rolle des „VK-Übertretungsstempels" hervorzuheben und zur exakten Einhaltung der StVO zu mahnen, hat das doch einige Spezialisten auf den Plan gerufen.

Ich stelle mich richtig. Die Tatsache bleibt: Die Einschränkung seiner (des VKÜ-Stempels) Anwendbarkeit auf militärische Objekte schränkt seine Tauglichkeit zur Erziehung in keiner Weise ein. Allen meinen „Verkehrshelfern" deshalb besten Dank.

Ihr Oberst





СОВЕТСКИЙ ВОИН

zu Gast in der „ARMEE-RUNDSCHAU"



„Sowjetski woin“ ist eine der ältesten Zeitschriften der sowjetischen Streitkräfte. Sie entstand während des Bürgerkrieges und trug damals die Bezeichnung „Krasnoarmejez“. Ihre erste Ausgabe erschien am 15. April 1919.

Die erste Nummer des „Krasnoarmejez“ wurde auf gewöhnlichem Zeitungspapier gedruckt. Aber trotz der bescheidenen Aufmachung fand die Zeitschrift sofort das Interesse der Leser. Auf den Seiten des „Krasnoarmejez“ erschienen Artikel von bekannten Führern der kommunistischen Partei und des Sowjetstaates. Im Herbst 1919 wurde in der Zeitschrift ein von W. I. Lenin verfaßter Aufruf „An die Genossen Rotarmisten“ veröffentlicht, in dem er mit großer Leidenschaft zum Kampf für die Arbeiter-und-Bauern-Macht, gegen die Großgrundbesitzer und gegen die zaristischen Generale aufrief.

Als der Große Vaterländische Krieg begann, half der „Krasnoarmejez“ der Partei und dem Volk, die faschistischen Eroberer zu schlagen. Von den Seiten der Zeitschrift ertönten u. a. die Stimmen solcher Meister des künstlerischen Wortes wie M. Scholochow, A. Fadejew, A. Tolstoi, K. Fedin, W. Wischnewski.

Später befaßte sich die Zeitschrift „Sowjetski woin“ (so heißt sie seit 1947) als gesellschaftlich-politisches und literarisch-künstlerisches Organ der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee und der Flotte eingehend mit dem friedlichen Wiederaufbau unseres Landes. Sie hilft den Kommandeuren und Politoffizieren, die Soldaten, Matrosen, Sergeanten und Unteroffiziere im Sinne der revolutionären Kampftraditionen zu erziehen. Regelmäßig werden Materialien über Heldentaten, die sowjetische Soldaten in der heutigen Zeit vollbracht haben, sowie über die Waffenbrüderschaft der sozialistischen Armeen veröffentlicht.

Unter der Rubrik „50 heldenhafte Jahre“ berichtete die Zeitschrift „Sowjetski woin“ von den hervorragenden Leistungen des sowjetischen Volkes beim Aufbau des Kommunismus.
In Vorbereitung auf den 50. Jahrestag der Sowjetarmee und der Sowjetflotte haben wir in großen Artikelserien über die verschiedenen Teilstreitkräfte und Waffengattungen berichtet. Wir schrieben über die gewaltigen Veränderungen in der technischen Ausrüstung, der politischen Bewußtseinsbildung und des kulturell-technischen Niveaus, die sich in den 50 Jahren seit dem Bestehen der sowjetischen Streitkräfte vollzogen haben.

Auch in der „Armee-Rundschau“ erschien eine Reihe solcher Beiträge, die helfen, das Band der Waffenbrüderschaft zwischen unseren beiden Armeen fester zu knüpfen. Dieser großen Aufgabe wollen wir uns auch künftig gemeinsam widmen.

Im Namen des gesamten Kollektivs von „Sowjetski woin“ grüße ich deshalb recht herzlich alle Leser unserer Bruderzeitschrift „Armee-Rundschau“, mit der uns eine langjährige Freundschaft verbindet.



Oberst F. Zarew
Chefredakteur der Zeitschrift „Sowjetski woin“

Raketenangriff

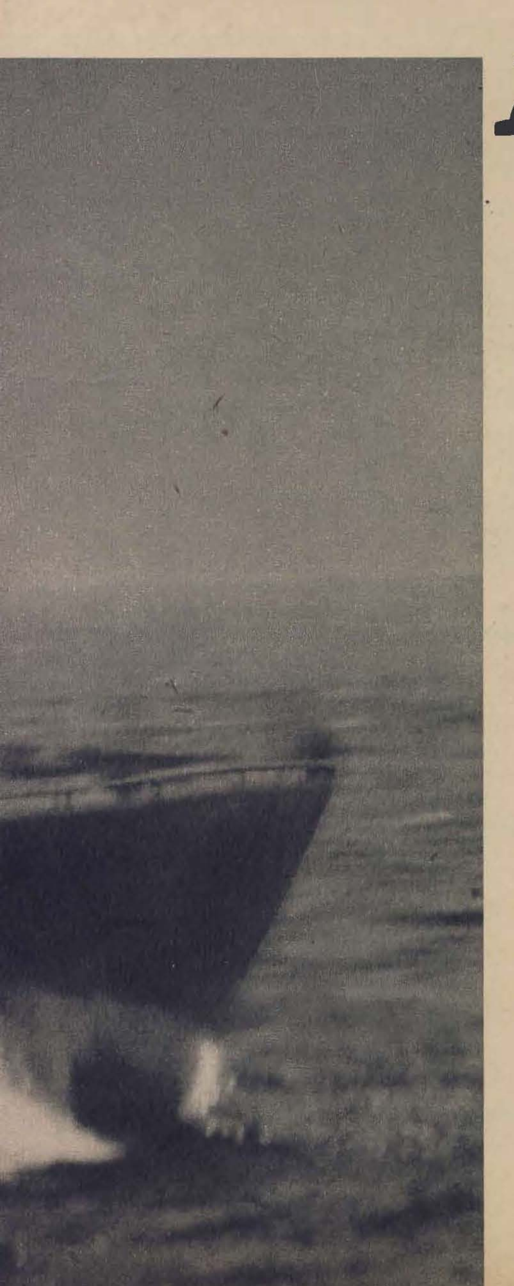




Aufgeregt erlebt Alexander Lyssenkow zum ersten Mal einen Raketenstart. Wird alles gut gehen?



Obermatrose Obolkin ist die Ruhe selbst. Er kennt sich schon aus und vertraut seinem Können.



Ein kleiner Kutter verließ langsam die Bucht. Mit gelangweilter Miene blickte ihm Gardeobermatrose Obolkin hinterher.

Noch wußte ja keiner von uns, daß dieser Kutter weit draußen auf dem Meer von seiner Besatzung verlassen werden würde, um sich in ein – per Funk gesteuertes – „gegnerisches Ziel" zu verwandeln.

Doch dann gab es unerwartet Gefechtsalarm. Wenig später schon jagte unser Raketenschnellboot auf dem Meer dahin.

Die Flügelgeschosse lagen gefechtsklar auf den überdeckten Startrampen. Unter Deck, vor den Bedienungsgeräten, saßen ihre „Meister", Wladimir Golik sowie Alexander Lyssenkow, und blätterten in Zeitschriften. Donnerwetter, haben die eine Ruhe!

Bei Golik war das noch zu verstehen. Er hatte schon öfter am Raketenschießen teilgenommen. Aber Lyssenkow war noch neu. Doch schließlich blieb dem aufmerksamen Blick nicht verborgen: Die Hand mit der Zeitschrift zitterte!

Da brüllte plötzlich der Funkmeßgast Nasarow los: „Brücke melden! Ziel aufgefaßt ..., Koordinaten ..."

Als Antwort schrillte wieder die Glocke. Auf dem Hauptsteuerpult leuchtete eine grüne Lampe auf: „Erstes Geschoß startklar!"

„Raketenangriff!" befahl der Kommandant. Gefechtskurs ..." Seine Hand schwebte über einem schwarzen Knopf.

„Drei ..., zwei ..., eins ..., Start!"

Das Boot wurde wie von einer Riesenfaust in seinem schnellen Dahinjagen aufgehalten. Ein Flammenbündel schoß zum Horizont, verschwand.

Wenig später ging das Raketenschnellboot wieder auf Heimatkurs.

Der Kutter freilich kehrte nicht mehr zurück.

Obermaat Ralin und Obermaat Iwanow





Der rote Kurier

Während des Bürgerkrieges verlief die Frontlinie im Kaukasus oft so, daß es am Eingang einer Gebirgsschlucht von weißen Truppen nur so wimmelte, während am Ausgang die Rotarmisten auf Wacht standen. Dazu kam noch, daß hier eine Uniform, die den Soldaten als Angehörigen dieser oder jener Seite kenntlich machte, eine große Seltenheit war.

Kirow sandte einmal den Abchasier Tschanagw[1] mit einem wichtigen Auftrag zu Ordshonikidse. Der Weg war sehr gefährlich, denn er führte über einen Berg hinweg, auf dem häufig Weiße gesehen wurden.

Tschanagw beschritt einen Gemsenpfad und erklomm die Felsenklippen. Nur schwach drang das Mondlicht durch die Wolken; leicht hätte der kühne Kletterer danebengreifen und abstürzen können. Er hatte gerade wieder eine besonders gefährliche Stelle überwunden, als er plötzlich einen Anruf vernahm:

„Halt! Stehenbleiben oder ich schieße!"

Und schon sah er drohend auf sich gerichtete Gewehrläufe.

Tschanagw verhielt den Schritt. Hatte er nun Freund oder Feind vor sich? Er wußte es nicht. Also sagte er in gebrochenem Russisch: „Ich bin Ossetiner, ein Bauer . . ."

„Was machst du hier?"

„Eine Ziege ist mir entlaufen. Ich such' sie . . ."

„Wir wissen schon was du für 'ne Ziege suchst! Ein Spion bist du, nichts anderes!"

„Sag lieber nicht: Die Ziege ist weg, sondern denk daran, daß dein Kopf bald weg ist", spöttelte ein anderer. Die übrigen Soldaten lachten.

Aufmerksam sah Tschanagw die Leute an, die ihn da gestellt hatten. Noch immer versuchte er herauszufinden, ob es die eigenen Truppen waren oder eine Einheit des Feindes; doch konnte er keine Antwort auf diese bohrende Frage finden.

Der Anführer kommandierte: „Los, tritt an den Rand des Abgrunds!" Doch Tschanagw rührte sich nicht vom Fleck.

„Was stehst du da wie'n Blödian? Geh' schon, sag' ich!" schrie einer der Soldaten und nahm das Gewehr von der Schulter.

Tschanagw hatte kein Recht, sich zu irren. Er mußte genau in Erfahrung bringen, wen er vor sich hatte. So begann er wieder zu murmeln:

„Ich bin Ossetiner . . ., ein Bauer . . ., hab die Ziege gesucht . . ."

„Knall' ihn gleich an Ort und Stelle nieder!" sagte der Vorgesetzte gleichmütig. Doch plötzlich meinte einer aus der Begleitmannschaft:

„Mitja, vielleicht ist er wirklich ein Bauer . . ."

„Wo denkst du hin?!" wandte der Angesprochene ein. „Sucht man hier vielleicht nach verlaufenen Ziegen? Klar, daß der ein Spion ist. Na, mach schon ein Ende mit ihm!"

Tschanagw fühlte, wie ihn die Angst überwältigen wollte. Er wehrte sich dagegen, bemühte sich, dem unausweichlichen Tod gefaßt entgegenzusehen.

„Und was wird Fedja sagen?" vernahm er da die Stimme des einen Soldaten wieder. „Ist doch Befehl gegeben, keinen zu erschießen ohne sein Wissen. Der wird aber wütend sein, wenn er erfährt . . ."

„Na gut, nehmen wir ihn mit zu Fedja. Der hat zwar zehn Tage fast nicht geschlafen, und es tut mir leid, ihn zu wecken. Aber was ist da schon zu machen! Hat's ja schließlich selber angeordnet, ohne seinen Befehl niemand zu erschießen."

Unter der Erde

Von Alexander Kowal-Wolkow

Kein Kartograph vermerkt die Garnison.
Es birgt die Taiga schweigend das Geheimnis.
Der Schneesturm schluckt neugier'ger Sterne Licht;
und tobend jagt er Fuchs und Wolf davon.

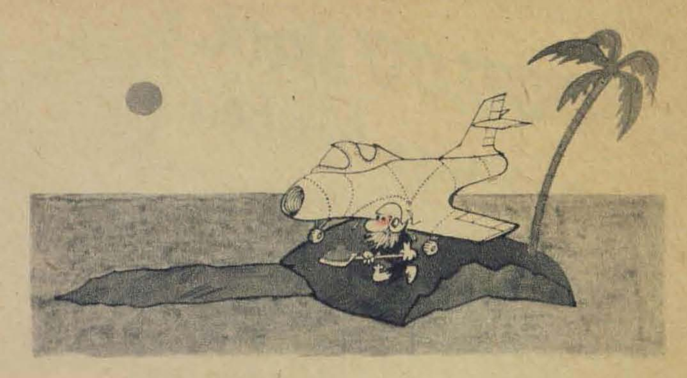
Granit'ne Felsengipfel halten stumme Wacht;
als wären jene Riesen in den Schächten,
auf die sie unentwegt hinunterschaun,
verscharrte Brüder, tot, bar jeder Macht.

Der erdumschloss'ne Recke aber ruht
gelassen – doch zum Kampf gerüstet.
Es trägt ein Sprung ihn über Kontinente,
zu strafen jedes Feindes Übermut.



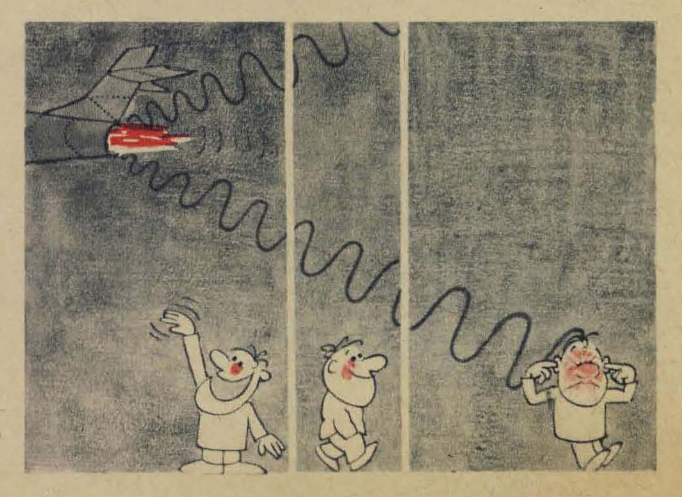
Sie führten Tschanagw vor den Vorgesetzten. Der lag in einer leeren Hütte auf einer Bank und schlief. Über seiner Brust kreuzten sich Patronengurte, und am Gürtel baumelten ihm Handgranaten.
Vergebens suchte der Gefangene nach einem roten Sternchen am Rock des Kommandeurs und an dessen Mütze. Und so schloß Tschanagw daraus, daß er tatsächlich den Feinden in die Hände gefallen war. Er verstand, daß seine letzten Minuten nun endgültig gezählt waren. Der, den die anderen Mitja nannten, versuchte den Kommandeur zu wecken. Doch der schlief so fest, daß alle Mühe umsonst schien. Da schoß Mitja in die Luft. Der Mann auf der Bank fuhr hoch und rieb sich die Augen.
„Was ist denn los? Ist was passiert?"
„Einen Spion haben wir gefangen. Er verstellt sich, der Fuchs, und brabbelt, er sei'n ossetinischer Bauer. Da hast du ihn."
Der Mann auf der Bank winkte schlaftrunken ab.
„Erschießen!"
„Na, nun komm aber! Jetzt ist's genug. Wenn's der Kommandeur einmal befohlen hat . . ." mahnte der Wachsoldat und stubste Tschanagw vorwärts. Da reckte sich der hoch auf und rief – nun nicht mehr in gebrochenem, sondern in fehlerfreiem Russisch – laut:
„Ich bin Kommunist und sterbe als Kommunist. Schießt nur, ihr weißgardistisches Pack!"
Bei diesen Worten riß er seinen Kragen auf und entblößte die Brust.
Im Nu war der Kommandeur endgültig wach und sprang hastig auf. Staunend lief er auf Tschanagw zu.
Die Einheit kämpfte auf Seiten der Roten.

[1] Tschanagw = der abchasische Name Nestor Lakobas, eines Berufsrevolutionärs und hervorragenden KP-Funktionärs, der später Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der Abchasischen Autonomen Sowjetrepublik wurde.





Zeichnungen: O. Tesler





Hauptgewinn	500 Mark
ferner: 4mal	50 Mark
5mal	20 Mark
20mal	10 Mark
an 30 Gewinner	1000 Mark

In Geschichte gut?



Lenin spricht im Mai 1919 zu den Soldaten der Wsewobutsch-Truppen über die Verteidigung des sozialistischen Vaterlands. Diese Einheiten setzten sich aus Arbeitern, Bauern und Soldaten zusammen, die ejne allgemeine militärische Ausbildung absolvierten (russ. Abkürzung: wsewobutsch). Sie bildeten den Grundstock der jungen Roten Armee, der ersten regulären Arbeiter-und-Bauernarmee der Welt. In fünf Jahrzehnten entwickelte sie sich zur mächtigsten Streitmacht unserer Zeit.

Was Sie über die Sowjetarmee, unseren Verbündeten und Waffenbruder, über ihre Geschichte wissen, sollen Sie anhand der fünf Fragen kundtun. Erinnern Sie sich der Beiträge in der AR, an Filme und Bücher. Es wird Ihnen die Lösung erleichtern.

Schreiben Sie Ihre Antworten (a, b oder c) auf eine Postkarte, die Sie bis zum 20. März 1968 (Datum des Poststempels) an unsere Adresse senden.

Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin
Postschließfach 7986

Die Gewinner werden unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los ermittelt.

1

1919 – Junge Petrograder, die ihre militärische Ausbildung beendet haben, marschieren an die Front gegen den weißgardistischen General Judenitsch.

Wie hießen die Truppen des Sowjetstaates damals?

a) Rote Garde
b) Rote Armee
c) Volksmiliz



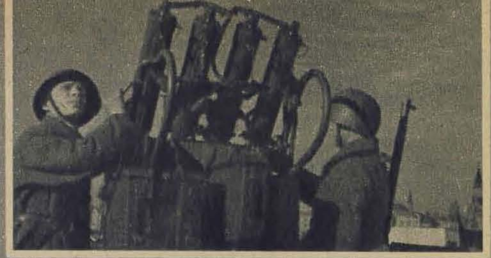


2

Im Bürgerkrieg waren die MG-Wagen der Budjonny-Reiterei eine bewegliche und wirkungsvolle Waffe.

Wie wurden diese Wagen genannt?

a) Katjuscha
b) Maljutka
c) Tatschanka



4

Zur Luftabwehr Moskaus wurden alle verfügbaren Fla-Waffen eingesetzt. Auch diese Vierlingslafette Maxim.

Welches Kaliber wiesen die wassergekühlten Maschinengewehre auf?

a) 14,5 mm
b) 7,62 mm
c) 12,7 mm

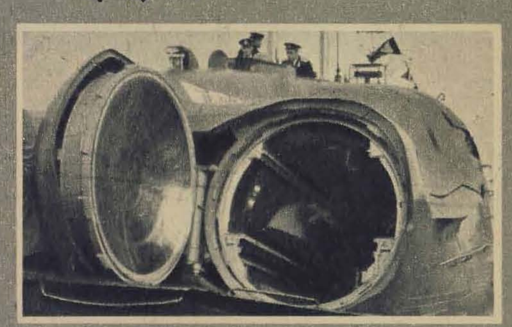


3

Der Große Vaterländische Krieg bewies eindeutig die enge Verbundenheit von Volk und Armee. Alles für die Front, war das Motto. In Tag- und Nachtschichten fertigten die Arbeiter die Waffen für die Armee. Ab Werk fuhren z. B. die Panzer in den Kampf.

Um was für einen Typ handelt es sich hier?

a) Schwerer Panzer
b) Schwimmpanzer
c) Selbstfahrlafette



5

Eine große Rolle im modernen Seekrieg spielen die Unterwasserkräfte. Die sowjetischen Flotteneinheiten verfügen über alle Kategorien – vom herkömmlichen bis zum kernkraftgetriebenen U-Boot.

Was für eine Öffnung ist hier zu sehen?

a) Torpedorohr
b) Ausstiegsluke für Taucher
c) Raketenabschußbehälter

Auflösung Nr. 11/1967
1000-Mark-Preisausschreiben

1. Eiskunstlauf, 2. Volleyball (auch Tennis haben wir als richtig gewertet), 3. Eishockey, 4. Boxen, 5. Fußball

Es gewannen:

500,– M:

Soldat Gerhard Bude, Eilenburg.

50,– M:

Bärbel Völkner, Karl-Marx-Stadt; Gunter Herbrig, Cunewalde; Sigrid Hackbarth, Kuhlrade; Gisela Schöwel, Stralsund.

20,– M:

Rainer Hartleb, Berlin; Hubert Steger, Röbel/Müritz; Roswitha Laube, Berlin; Maat H.-Peter Stimmel, Saßnitz; Kanonier Frank Förster, Frankenberg.

10,– M:

Manfred Kruschel, Groß-Zeißig; Petra Fischer, Güstrow; Soldat Axel Kutz, Johanngeorgenstadt; T. Witzke, Saßnitz; Günter Hoffmann, Wangen; Uffz. K.-Heinz Peißker, Brandenburg; Lido Alles, Erfurt; Ufw. Joachim Lübcke, Selmsdorf; Soldat Harry Krause, Schwerin; Ultn. d. R. Horst Bretfeld, Schönebeck; Helga Kemter, Berlin; Kerstin Bachmann, Bautzen; Paul Nitschke, Königsfeld; Gefr. Klaus-D. Mäding, Pasewalk; Michael Schmidt, Erfurt; Bruno Damian, Finsterwalde; Bernd Ziegler, Berlin; Rosemarie Oschötzky, Lauchhammer-W.; Horst Thiel, Stern-Buchholz; Jürgen Herbert, Förtha.

Im Rücken des „Gegners"

Mit einer Gruppe unterwegs war unser Mitarbeiter Major Ernst Gebauer (Text und Fotos)



ie Sieger sehen sie nicht aus, die Soldaten, die den Berg hinaufkeuchen. Entschieden sie soeben nicht den Kampf zu ihren Gunsten? Ihre Eile gleicht einer Flucht. Warum nur?
Gegen Abend des Vortages hatten sie, die Gruppe Benkenstein, „ihr" Objekt erreicht. Gut sichtbar hoben sich auf dem gegenüber liegenden Plateau die Startrampen einer Raketenstellung vom hellen Abendhimmel ab. Der Gegner hatte die Fahrzeuge aus den Deckungen gezogen. Die Bedienungen beluden die Rampen. Sie ahnten gewiß nicht, daß sie beobachtet wurden.
Steil fiel an drei Seiten des Plateaus der Berg ins Tal hinab; nur von Westen war ein Zugang. Unteroffizier Benkenstein schaute immer wieder durch das Fernglas. Dann entschloß er sich, den günstigen Moment zu nutzen. Ihm war sicher: Solange die Bedienungen an ihren Geräten arbeiten, werden die Posten nicht abgelöst.
So glitten sie dann vorwärts. Liebelt und Sperrschneider arbeiteten sich an die Posten heran. Hergert und Diederich durchbrachen zu gleicher Zeit die Sicherungskette des Gegners an anderer Stelle. Benkenstein und Wagner deckten das Vorgehen der beiden Trupps.
Es vergingen bange Minuten, bis die Sprengladung detonierte. Das Plateau war in Rauch gehüllt. Die Berge antworteten mit einem vielfachen Echo. MPi-Salven der gegnerischen Posten knatterten dazwischen. Das Durcheinander beim Gegner ausnutzend, schlug jeder einen anderen Rückweg ein. Erst später trafen sie sich in einem Gehölz am Kirchberg . . .



Die letzten Meter eines langen Weges. Durch den aufgewühlten und mit Dreck vermischten Schnee kriecht Hergert mit der Sprengladung an die Rampe heran.

Der Anstieg. Bis auf den Kamm des Gebirges klettert die Gruppe Benkenstein, um unbemerkt in günstige Ausgangsposition für den Uberfall zu kommen (oben links).

Eine Versorgungsstraße des Gegners. Sie muß überquert werden. Trotz des Deckung bietenden Nebels ist das für die Soldaten eine heikle Sache. ▼

Jetzt laufen sie, so schnell sie nur können. Der Gegner wird sie suchen und verfolgen. In ihrem Versteck, hoch oben auf dem Kamm des Falkensteins, werden sie vorläufig sicher sein. Unteroffizier Benkenstein führt seine Gruppe den kürzesten, aber auch steilsten Weg. Wäre es nur trocken! Aber Schneematsch und seit Stunden anhaltender Regen machen das Schiefergestein glitschig. Keiner hat mehr eine trokkene Faser am Leib. Ihre Gedanken eilen voraus. Im Lager wird ein Feuer sein; daran werden sie sitzen, ihre Stiefel trocknen, ausruhen . . .

Müde und durchnäßt erreicht die Gruppe nach Mitternacht ihr Versteck knapp unter dem Gipfel des Bergmassivs. Enttäuscht fallen die Soldaten auf die Reisigbündel. Ein Feuer brennt nicht. Der als Posten zurückgebliebene Rübsam hatte Holz gesammelt und immer wieder versucht, es anzuzünden, aber nasses Holz brennt nicht. Trotzdem probieren sie es noch einmal, bis die Streichholzvorräte zur Neige gehen. Eng aneinandergekauert versuchen sie sich gegenseitig zu wärmen. Das Tannenreisig hält die Nässe von unten ab. Aber sie steckt



Im Hinterland des Gegners muß jeder Kämpfer seine Aufgabe präzis erfüllen und sich auf den anderen verlassen können. Unteroffizier Benkenstein (zweiter von rechts) erläutert seiner Gruppe den Uberfall.

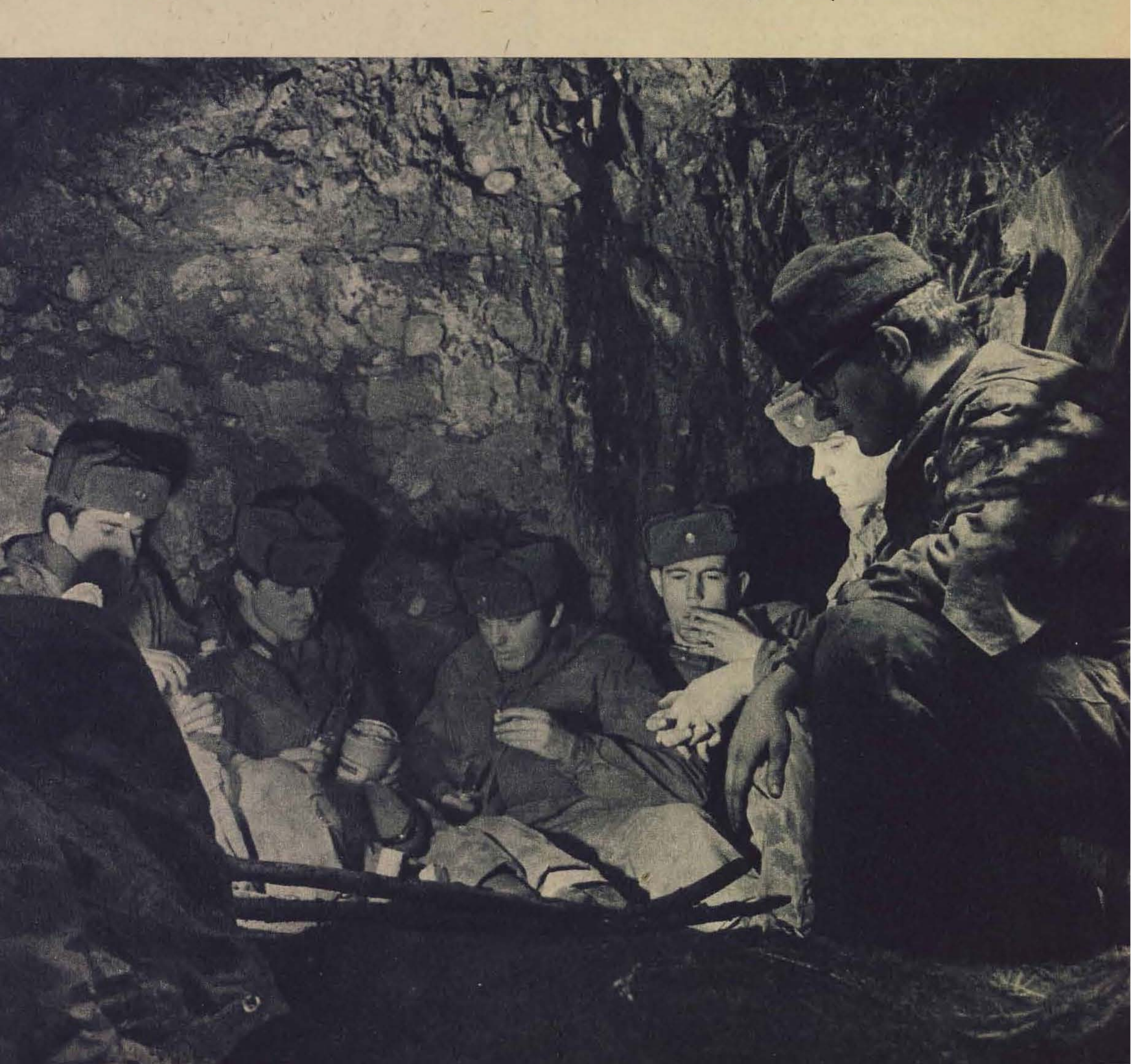
◀

Es sind genügend Wege vorhanden, diese Felswand zu umgehen. Sicher wird der Gegner diese Wege kontrollieren. Uber ein Seil hangelnd, erreichen die Genossen die Felsspalte, in der sie den Tag verbringen.

▶

Sie warten auf den Abend, im Schutz der Nacht werden sie den Weg fortsetzen. Zeit zum Ausruhen? Noch immer befinden sie sich im Rücken des Gegners.

schon in den Uniformen. Schlafen? Das geht schlecht. Sie verspüren Hunger. Doch das Essen will nicht schmecken, es bleibt mehr Wurst in den Zweihundertgrammbüchsen, als sie auslöffeln.
Unteroffizier Benkenstein studiert die Karte. Welche Vorteile haben sie noch? Eigentlich keine mehr. Seit dem Überfall weiß der Gegner von ihrer Existenz. Sieben Soldaten, nur mit MPi bewaffnet, durchnäßt und erschöpft, gegen einen überlegenen Gegner? Gedanken, die den Unteroffizier beschäftigen, als er schon neben seinen Genossen liegt und versucht, etwas Schlaf zu erhaschen.
Schlafen sie eigentlich in diesen Stunden? Regelmäßig ist Postenablösung. Jedesmal werden sie wach von dem Geschubse und Gestoße der Genossen, die in das Knäuel drängen.
Verschlafen, steif, mit dem unangenehmen Gefühl, als stecke der Körper in einer glitschigen Masse, aber nicht in einer Uniform, so beginnen sie noch vor Morgengrauen den neuen Tag. Auf den ersten paar hundert Metern stolpern sie mehr, als sie marschieren. Benkenstein führt die Gruppe in einem weitausholenden Bogen über den Kamm von dem alten Versteck fort. Die Suchkommandos des Gegners dürfen sie nicht entdecken. Diese Möglichkeit erkaufen sie sich teuer mit Kilometern, die gelaufen werden.
Durchhalten! Ein Begriff, ein Wort – oft gebraucht und selten in seiner ganzen Konsequenz erfaßt. Soldat Wagner versucht in die Fußstapfen seines Vordermannes zu treten. Es gelingt ihm nicht. Immer wieder tritt er daneben, bricht in den Schnee ein. Fast möchte er bitten, langsamer zu gehen.
Seine Gedanken eilen zurück. Zu jenem Sonntag, als ihn der Kompaniechef unweit ihres Winterlagers, in dem Ort, wo Irmgard wohnt, vom Fahrzeug holte und mit den Worten entließ: „Besuchen Sie Ihre Verlobte! In zwei Stunden bin ich zurück, an dieser Ecke treffen wir uns wieder!" Pünktlich liefen sie zum verabredeten Treffpunkt. Es regnete in Strömen, doch Irmgard begleitete ihn. Nun standen sie an der Straßenkreuzung, doch der Kompaniechef kam nicht. Wieder vergingen zwei Stunden. Trotz des Regens, das Mädel blieb bei ihm, bis der Chef, aufgehalten durch eine Panne,



eintraf. Dem Oberleutnant war es äußerst peinlich, das merkte man ihm an. Aber Wagner hat seine Worte nicht vergessen: „Auf Ihre Verlobte können Sie stolz sein, sie ist auf ihrem Posten geblieben! Eine richtige Soldatenbraut!"
Helmut Wagner bricht weiter in den Schnee ein, spürt das Zittern in den Knien und braucht seine ganze Kraft, um über die Steine zu klettern. Doch das Tempo wird er mithalten.
Ein Kilometer ist ein feststehendes Maß. 1000 Meter und keiner weniger. Aber wieviel Steine und Stubben, Wurzeln und Löcher und was sonst noch alles müssen überwunden werden . . .
Der Hang ist steil. Schwer geht der Atem. Jeder zweite, dritte Schritt ist umsonst getan. Die Füße finden wenig Halt. Schiefergeröll und Eis lassen sie immer wieder zurückrutschen. Obwohl die Genossen vorsichtig auftreten, poltern Steine bergab, reißen andere mit. Unteroffizier Benkenstein schimpft jedesmal. Das kleinste Steinchen kann sie verraten. Ist jemals ein Mensch diesen Weg gegangen? Ab und zu treffen die Soldaten auf Wildspuren, umgehen immer wieder offenes Gelände.
Der Wald ist ihr Verbündeter, auch wenn er sich diesen Dienst schwer abringen läßt. Das vorausberechnete Tempo können sie jedoch nicht einhalten. Benkenstein liest das von den Gesichtern seiner Genossen ab wie von einem Tacho. Müde Augen sehen ihn an. Über 30 Stunden befindet die Gruppe sich bereits im Einsatz. Die ersten zehn Kilometer unten im Tal liefen sie in zwei Stunden. Jetzt brauchen sie für zwei Kilometer schon fast eine Stunde. Zu Hause auf seinem Moped gab der Unteroffizier mehr Gas, wenn es zu langsam ging. Aber hier? Benkenstein läuft als erster und schreitet so kraftvoll wie möglich aus. Und auch ihn drückt die Ausrüstung, und seine Stiefel sind naß und schwer . . .
Es wird hell. Den Tag verbringen sie in einer Felsspalte 20 Meter über dem Grund. Ruhe für wenige Stunden. Liebelt findet doch noch ein paar Streichhölzer und macht Feuer an. Es wärmt, aber es erwärmt auch den Felsen. Das Eis in den Felsritzen taut, und es beginnt zu tropfen. So sind sie buchstäblich vom Regen in die Traufe gekommen. Sie schlafen trotzdem und werden doch wieder wach, wenn sich die Posten ablösen.
In der folgenden Nacht kehrt die Gruppe Benkenstein in die Unterkunft zurück. Bleischwere Glieder, bärtige Gesichter, müde Blicke. Sehen so Sieger aus? Der Kompaniechef dankt den Genossen für ihre Leistungen bei der Gefechtsübung. Er macht es kurz. Sie wollen schlafen. Sie haben es verdient.



Wechselnde Witterungsverhältnisse lassen nicht nur die Wege überfrieren oder in Morast versinken, auch die Tarnung muß ständig verändert werden. Oft muß das Schneehemd wieder ausgezogen werden.

 1. Preis im Wettbewerb „Freunde an unserer Seite" 

Der Weg zu den drei Birken

Von Oberstleutnant Edmund Aue

Es ist ein taufrischer Herbsttag. Der Buchenwald hat sein schönstes Kleid angelegt. Wir sehen den bunten Blättern zu, die im Wind ihr Spiel treiben und schlaftrunken zur Erde fallen.

„Woran denkst du eigentlich bei deinen Spaziergängen? Erinnerungen?" Ich hatte es laut gedacht.

„Vielleicht. Man kann sie nicht auslöschen, selbst wenn man es wollte. Aber warum sollte man es wollen? Erinnerungen zeigen Erfahrungen eines Lebens."

Er sagt es vor sich hin, während seine Augen den Wald absuchen. Oft schon war ich mit ihm – den „Alten" nennen ihn die Grenzsoldaten seiner Kompanie – durch den Wald spaziert. Und wie stets, so ist er auch heute wortkarg und mitunter ein wenig ironisch. Einmal hatte ihn eine Reporterin gefragt:

„Wie alt sind Sie eigentlich, Genosse Hauptmann?" Einen Moment nur hatte er gezögert, dann lächelnd geantwortet:

„Wenn Sie mich so direkt fragen – gute sechsunddreißig, davon über fünfzehn Jahre Grenzer. Und das Wichtigste – geistig noch völlig rege." Das „Noch" betonte er, und seine Augen musterten neugierig die Reaktion der Reporterin. Die junge Dame war verdutzt. Sie setzte ein gezwungenes Lächeln auf, rückte ihre Brille zurecht und fragte zurück:

„Wie soll ich das verstehen, dies ‚geistig noch völlig rege'?"

„Humoristisch, mein Fräulein, nur humoristisch."

Die Reporterin hatte noch nicht gelernt, richtig hinzuhören, sonst hätte sie herausgefunden, daß der Grenzoffizier Fritz Plickert, wie viele seines Alters, einen Weg voll von Strapazen und Entbehrungen gegangen ist. Vielleicht auch, daß er oft unzufrieden war, daß er manchmal auf den Tisch gehauen und geflucht hatte, dann aber doch die Arbeit tat, wo immer es von ihm verlangt wurde.

Ein Stück dieses steinigen Weges sind wir zusammen gegangen.

Es war kurz nach der Gründung unserer Republik, als wir beide mit Köfferchen auf dem Bahnhof des idyllisch gelegenen Harzstädtchens Ballenstedt standen und dem davonfahrenden Zug nachsahen.

„Komm", sagte ich damals, „auf den kannst du ohnehin nicht mehr aufspringen."

Beide wurden wir Grenzer. Wir haben gemeinsam Nächte durchwacht, Pläne geschmiedet, uns



„So werden wie er!" nahm sich Fritz Plickert 1945 vor. Heute erzieht er selbst junge Soldaten wie damals der sowjetische Offizier, der ihm und seinen drei Schwestern in den schweren Nachkriegsmonaten das Leben rettete.

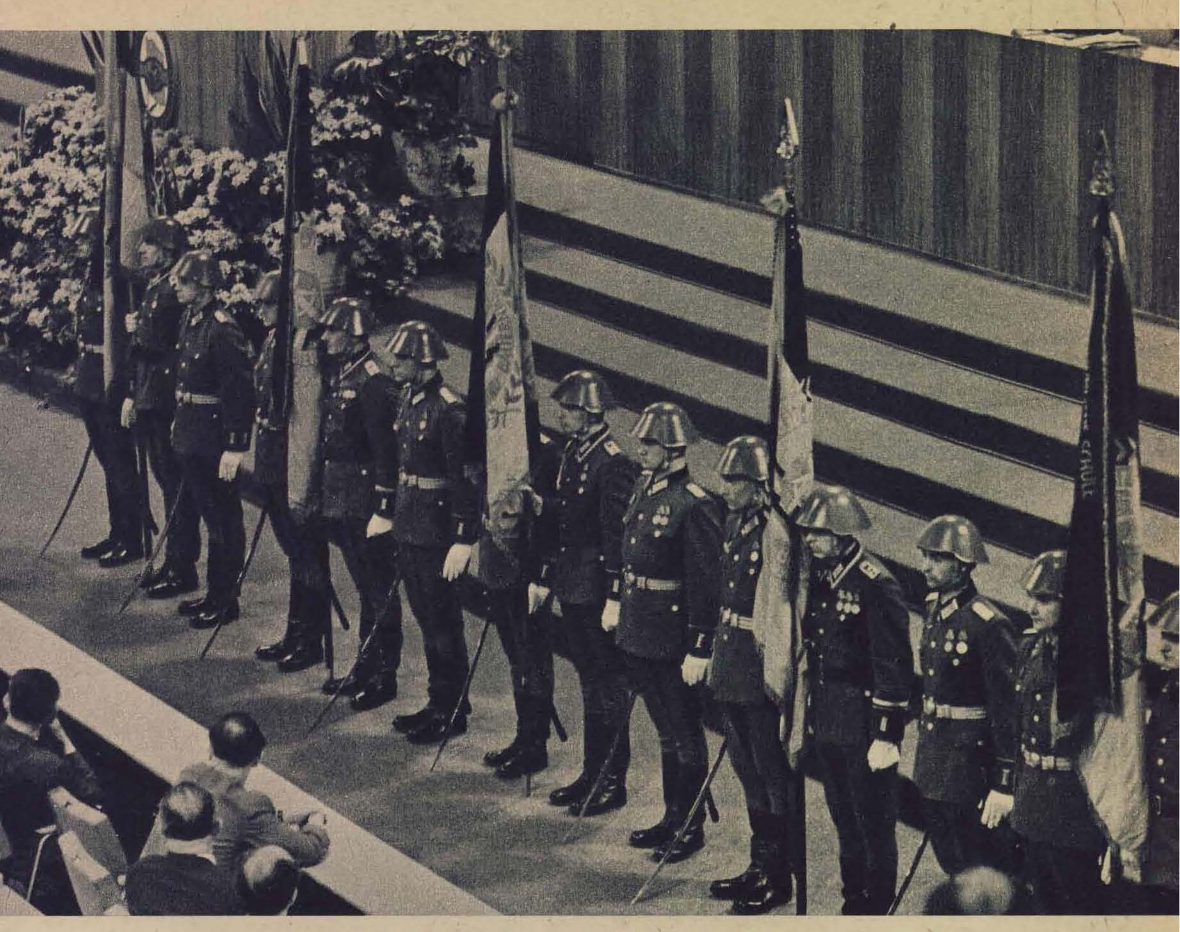
gestritten, wieder geeinigt und manchmal die Ration geteilt. Es waren schwere, aber auch schöne Jahre. Daß wir jetzt, nach so vielen Jahren, immer noch Grenzer sind, das hätte damals keiner von uns beiden gedacht.
Und wenn wir heute zusammen sind, steht oft unausgesprochen die Frage zwischen uns: Würdest du, vor die Entscheidung gestellt, dieses Leben noch einmal so leben wollen, oder würdest du einen bequemeren Weg wählen?
Fritz Plickert hätte sich damals für einen bequemeren Weg entscheiden können. Keiner hätte ihm das krumm genommen. Da waren Verdienste, wenn auch nicht eigene. Schon dreizehnjährig, hatte er mit kindlicher Unbefangenheit seine Mutter zu trösten versucht, als sie den Vater abholten . . .
Aber vielleicht wählte er gerade deshalb nicht einen bequemeren Weg. Er ging die steinige und staubige Straße, die uns zusammenführte.
Wir erinnern uns oft alter Geschichten, sprechen darüber, prüfen den Wert des Erlebten für unser späteres Leben. Und bei einem Erlebnis, das mehr ist als nur eine Episode am Rande seines Weges, verweilt Fritz Plickert oft und lange . . .

Brot!

„Du Hungerr, ja?"
Der bärtige Sergeant brach von seinem Brot und reichte es dem langaufgeschossenen, spindeldürren Jungen, der ihn mit den Augen eines Erwachsenen ansah und doch erst vierzehn Jahre alt war in diesem Frühsommer 1945. Der Junge nahm das Brot und hielt es krampfhaft fest.
„Warum nicht essen?"
Fritz wollte nicht antworten. Er hätte davonrennen mögen, doch da rief ihn der Offizier: „Halt, Junge! Was hast du?"
Fritz blieb und mußte erzählen. Stockend erst, beklommen, dann aber schneller, befreiter.
Quer durch Ostpreußen waren sie gezogen in dem großen Treck. Seit 1944 waren sie unterwegs. Den Vater hatte man beim Herannahen der Front zum „Volkssturm" geholt. Am ersten Osterfeiertag war Fritz in Swinemünde mit der Mutter bis über die Knie im Wasser gewatet, um Margarete, Hannelore und Renate, seine drei kleineren Geschwistern, trocken an Land zu bringen und die letzten Habseligkeiten zu retten.
Die Kinder hatten den Treck überstanden. Die Mutter nicht. Hunger und Kälte verschlimmerten ihre Krankheit und rafften sie schließlich dahin. Nur ein Bild von ihr war ihnen geblieben. Sanfte Augen, ein liebes, gütiges Lächeln. Auf dem Papier, nur noch auf dem Papier.
Für Fritz war zu dem Schmerz um die geliebte Mutter die Sorge um die Schwestern gekommen, neun, fünf und drei Jahre alt. Und die Herzen der Menschen waren verhärtet, die Türen blieben verschlossen . . .
Bis nach Thalheim in Sachsen hatte der kleine „Familienvater" seine große Familie durchgebracht. Und da begegnete er dem Sergeanten, der ihm das Brot gab. Er hatte fortlaufen wollen, doch er war von dem deutschsprechenden Offizier aufgehalten worden, hatte erzählt . . .

„Was machen wir, Doktor?"

Als die Einheit der sowjetischen Armee nach ihrer Rast Thalheim verließ, fuhren Fritz und seine Schwestern mit. Die Sowjetsoldaten ließen sie nicht im Stich.
Unterleutnant Kurgan setzte sich mit seinem Fahrzeug an die Spitze der Kolonne. Hinter ihm hockten Soldaten, müde, in ausgeblichenen Uniformblusen. Auf den Knien hatte jeder ein Bündel, die Mädchen, behutsam mit den derben Soldatenmänteln umhüllt.
Bei einer Rast am nächsten Morgen standen die Soldaten in kleinen Gruppen zusammen. Sie rauchten, nachdem sie sich am Bach erfrischt hatten. Der Unterleutnant stand ein Stück abseits und sah, ein Bein auf einen vermoderten Weidestamm gestützt, dem Spiel der



„Die unmittelbare Berührung mit dem höchsten Forum meiner Partei werde ich mein Leben lang nicht vergessen." Hauptmann Plickert gehörte der Fahnengruppe an, die mit der NVA-Delegation den VII. Parteitag der SED begrüßte.

Forellen zu. Über seine breiten Schultern hing der Uniformmantel, der ihm bis an die Schäfte der schmutzigen Stiefel reichte.
Ein Melder trat zu ihm. Kurgan griff in seine Tasche und entfaltete die Karte. Noch mit dem beschäftigt, was ihm der Sergeant vorgetragen hatte, hörte er leises Weinen. Neben ihm stand Hannelore. Sie hielt sich die linke Wange und wimmerte:
„. . . ach, Mutti . . . Onkel, mein Zahn, er tut weh . . ."
Kurgan erteilte dem Melder seine Befehle. Dann nahm er das Mädchen auf den Arm und trug es zum Sanitätswagen.
„Was machen wir, Doktor?"
Ein älterer Sanitäter besah sich den Schaden.
„Ein Milchzahn rebelliert, er muß 'raus!"
Ehe sich die beiden versahen, lag alles bereit. Als Hannelore die Zange erblickte, klammerte sie sich ängstlich an den Offizier.
„Kerl, bist du des Teufels? Pack das weg!"
Kurgan war wütend.
„Hast du kein Herz im Leibe? In der nächsten Stadt machen wir einen Zahnarzt ausfindig. Und jetzt gibst du dem Kind ein schmerzlinderndes Mittel! Verstanden?"

„Ein Zimmer! Verstehen Sie?"

Wochen gingen ins Land. Sie waren eine große Familie geworden, die Soldaten und die Kinder, die ohne die Männer mit dem roten Stern an der Mütze vermutlich verhungert wären.
Eines Tages ging Unterleutnant Kurgan mit Fritz und den drei Mädchen durch ein kleines thüringisches Dorf. Margarete hielt sich an Kurgans rechtem Mittelfinger fest, Renate, die Kleinste, saß auf dem Arm und schmiegte sich an den Offizier. Sie spürten die neugierigen Blicke hinter den Fenstern der niedrigen Bauernhäuser. Auf der Dorfstraße machten die Leute respektvoll Platz.
Es schien, als hätte der Krieg einen Bogen um diese landschaftlich reizvolle Gegend gemacht.



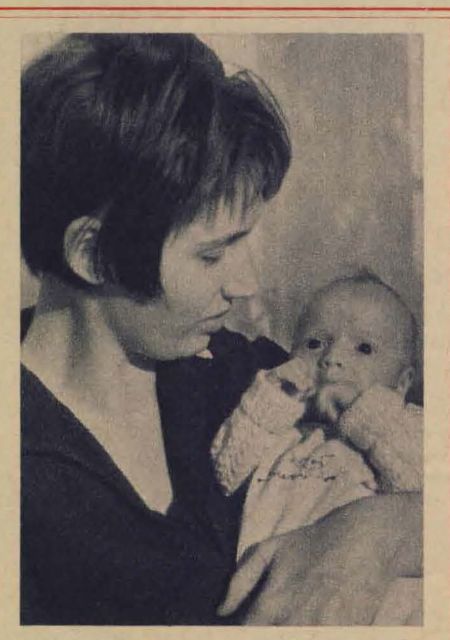
Margarete Möbius ist heute Genossenschaftsbäuerin. Ihr Mann dient als Oberfeldwebel bei den Grenztruppen. „Ich weiß noch gut, daß uns Fritz damals von den sowjetischen Soldaten oft Essen und Kleidung mitbrachte."

Fritz beobachtete ihn. dessen Blick über die zerschlissenen Kleider der Mädchen und seine viel zu kurze Hose glitt. Dann sagte der Mann hinter dem Schreibtisch:
„Ich verstehe ja . . . Aber beim besten Willen, Herr Offizier, woher soll ich ein solches Zimmer nehmen? Wir wohnen sehr beengt. und . . ."
Fritz hörte nur Ausreden, immer neue Ausflüchte. Grimmig dachte er: ‚Sie wollen uns nicht, hier nicht und woanders nicht! Sie finden immer Ausreden!'
„Genug!" unterbrach der Unterleutnant den Bürgermeister. „Ich habe gesagt, was zu tun ist. Betrachten Sie es als Anordnung der sowjetischen Besatzungsmacht!"
Als der Bürgermeister erneut beginnen wollte, erhob sich Kurgan, sah sich im Zimmer um und meinte gelassen:
„Sie wohnen nicht schlecht. Wenn morgen nicht alles so ist, wie ich es verlange, werden Sie dieses Zimmer zur Verfügung stellen."

Das Kleid mit der weißen Schleife

Es ging auf Mittag. Fritz dachte an den Koch, der ihnen beim Weggehen nachgerufen hatte, sie sollten nicht so spät kommen, es gebe heute was Feines. Der Koch legte für die Kinder immer die besten Happen zur Seite.
Kurgan dachte jedoch noch nicht daran, zum Gut zurückzukehren. Er fuhr mit den Kindern

Die Häuser waren ganz geblieben. die Straßen unzerstört.
Vor einem gepflegt aussehenden Haus blieb Kurgan stehen. „Bürgermeisteramt" verkündete eine Tafel. Das Gemeindehaus. Kurgan betrachtete seine kleine Schar und sagte: „Kommt, den Bürgermeister besuchen."
Etwas verlegen empfing der Bürgermeister den ungewohnten Besuch.
„Bürgermeister Schauer! Bitte nehmen Sie Platz! Was kann ich für Sie tun, Herr Offizier?"
Kurgan setzte sich auf den dargebotenen Stuhl und nahm Renate auf seinen Schoß. Seine Augen tasteten den Mann ab, der dienstbeflissen an seinem Schreibtisch stand.
„Was Sie tun können?" Kurgan wiederholte die Frage zielgerichtet, und auf seiner Stirn zog sich eine Falte zusammen.
„Für mich – gar nichts. Ich bin der Kommandant Ihres Dorfes. Ich habe heute nacht mit meiner Einheit im Rittergut des Grafen von Westerholt Quartier bezogen. Was uns betrifft, so werden wir in den nächsten Tagen alles Wichtige besprechen. Aber diese deutschen Kinder, sie wohnen bei uns auf dem Gut. Für sie brauche ich ab morgen ein Zimmer. Verstehen Sie? Ein Zimmer! Mit Wasser. Ofen. Tisch, Stühlen. Betten, Waschschüssel, Eimer . . ."
Während Kurgan aufzählte, musterte der Bürgermeister die Kinder, für die sich der sowjetische Offizier so entschieden einsetzte.



Renate Eger, gelernte Krankenschwester. Auch ihr Mann war Grenzsoldat. „Wir nannten alle Soldaten Onkel, weil sie so gut zu uns waren."

in das nahe Städtchen, wo der Stab seiner Einheit lag. Neugierig ging er mit den Kindern durch Straßen und Gassen, blieb hier und da stehen, musterte die Passanten und besah sich einige Schaufensterauslagen. Vor einem Laden blieben sie länger stehen.
„Oh, Onkel Mischa, ist das Kleid schön!“ rief begeistert Margarete. „Das da mit der weißen Schleife . . .“
„Wir wollen es uns einmal ansehen“, antwortete Kurgan, und sie gingen hinein. Eine ältere Frau, die hinter dem Ladentisch stand, fragte:
„Womit kann ich dienen?“
Erstaunt, daß ihr der sowjetische Offizier sein Anliegen in fast einwandfreiem Deutsch vortrug, breitete sie einige Hemdchen, Höschen, Strümpfe usw. auf dem Ladentisch aus.
Kurgan musterte, paßte an, indem er den Kindern einige Stücke an den Rücken hielt. Schließlich häuften sich auf dem Tisch die Sachen, die er ausgewählt hatte.
„Dieses hier kaufe ich, dazu das Kleid mit der weißen Schleife aus dem Schaufenster.“
Er reichte der Frau einen großen Rubelschein.
„Aber Herr Offizier, ich brauche Punkte, sonst . . .“
Kurgan verstand nicht, was mit den Punkten gemeint war. Fritz erläuterte es ihm:
„Für Kleidung braucht man Punkte, eine Bekleidungskarte oder einen Bezugsschein.“
Kurgan war zuerst verlegen. Er überlegte, dann bat er um Papier, zückte seinen Bleistift und schrieb:
„Ich, der sowjetische Unterleutnant Michail Kurgan, bescheinige hiermit für meine“ – hier zögerte er einen Moment, dann schrieb er weiter – „Kinder, drei Kleidchen, vier Hemdchen, acht Paar Strümpfe . . .“ Darunter setzte er seinen Namen.
Die Frau war damit zufrieden. Margarete strahlte.

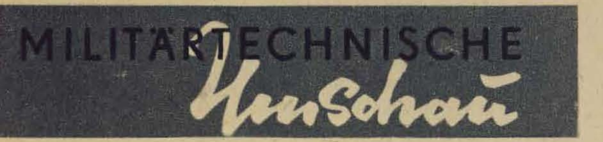
„ . . . bis Ordnung ist!“

An diesem Abend lag Fritz noch lange wach. Er sah immer wieder die Wäsche, das Kleid mit der weißen Schleife und seine neue Hose. Und er sah den Unterleutnant, wie er die Bescheinigung schrieb. Er erinnerte sich, wie es mit dem Stück Brot begonnen hatte. Die fortwährende Sorge des Offiziers für sie drängte ihm die Frage auf, warum dieser Mann aus dem fremden Land das tut. Warum ist er wie ein Vater zu uns? Er suchte eine Erklärung, suchte Menschlichkeit zu begreifen und konnte lange nicht einschlafen.
Am Morgen fand Fritz schwer aus dem Bett.
„He, du Bengel, nun aber 'raus! Deine Schwestern machen schon einen Morgenspaziergang!“
Kurgan zog dem Jungen die Decken vom Bett und balgte sich mit ihm. An der Hofpumpe

Fortsetzung auf Seite 88



Hannelore Beyer, Hausfrau, die Mittlere der drei Mädchen. Ihr Mann ist Leutnant der Grenztruppen. „Ich weiß nur, daß die Soldaten noch lange nach 1945 bei uns aus und ein gingen.“



Gleitlager ohne Schmierung

Dem VEB WTZ Automobilbau gelang es, einen Werkstoff zu entwickeln, der ohne zusätzliche Schmierstoffe hervorragende Gleiteigenschaften hat. Er besteht aus Polytetrafluoräthylen und verschiedenen Beimengungen. Die daraus gefertigten Lager sind wartungsfrei.

Flugzeugwäsche

Im Pariser Flughafen Orly wurde eine bisher einzigartige Waschanlage für Flugzeuge in Betrieb genommen. Als „Waschtunnel" dient ein großer Hangar aus Spannbeton, in dem alle Flugzeuge vor dem Start gewaschen werden. Untersuchungen hatten ergeben, daß eine verschmutzte Oberfläche zu erhöhtem Kraftstoffverbrauch bzw. zu einer Leistungsminderung bis zu drei Prozent führt.

Luftkissengigant

Das bisher größte Luftkissenfahrzeug ist in England gebaut worden. Es trägt die Bezeichnung „SR.N-4", kann 30 Kraftfahrzeuge und 256 Personen befördern und soll im Fährdienst auf dem Ärmelkanal eingesetzt werden. Mit einer Geschwindigkeit von 70 Knoten bringt „SR.N-4" dieselbe Transportleistung wie ein 3000-t-Schiff bei 20 Knoten.

Gesprühte Rollbahn

Die Schnellherstellung von Fahrbahndecken, Rollbahnen, Landeplätzen nach einem Sprühverfahren schlägt das Luftfahrttechnische Institut in Dayton (USA) vor. Nach Experimenten stellte sich heraus, daß ein chlorbehandeltes Polyesterharz, auf Glasfibermatten aufgesprüht, in weniger als 30 Minuten einen guten Hubschrauberlandeplatz ergab.

Elektronische Schießscheiben

In der Schweiz wurde ein neuartiges System für die Treffer- und Schußlageanzeige entwickelt. Im Prinzip besteht dabei die elektronische Gefechtsscheibe aus zwei durch Schaumstoff isolierte Aluminiumfolien, die mit einer Batterie verbunden sind. Das durchschlagende Geschoß schließt kurz den Stromkreis, wobei ein Impuls entsteht. Er wird mittels einer transistorisierten Schaltung in ein Signal umgewandelt, welches eine Signallampe aufleuchten läßt oder ein Gerät betätigt, welches die getroffene Scheibe umklappt. Die umgeklappte Scheibe kann über Funk wieder aufgestellt werden.

Unschädliche Auspuffgase

Von der Akademie der Wissenschaften der Kasachischen SSR wurde eine Spezialanlage entwickelt, die – in das Auspuffrohr eines LKW eingebaut – völlig unschädliche Abgase erbrachte. Das Gerät besteht aus einer Kammer (Reaktor), in der sich ein Katalysator befindet, der alle schädlichen Gase im Auspuffrohr verbrennen läßt. Am besten hat sich ein mit Spezialsalz durchtränkter Katalysator aus Ton bewährt. Dieser Stoff ist wesentlich billiger als ein früher verwendeter Katalysator aus Platin. Er wird gegenwärtig in verschiedenen Klimazonen getestet.

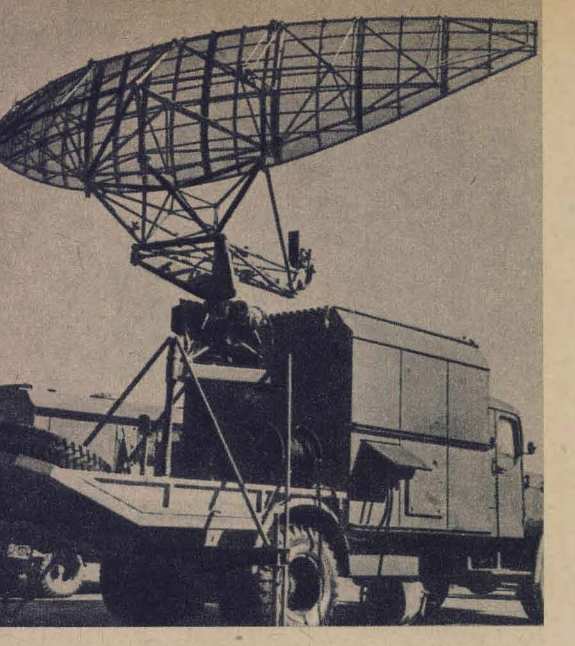
Verschleißfester Stahl

Mit einem kostensparenden Verfahren gelang dem Gießereitechnischen Institut in Krakow (Volkspolen) die Herstellung von verschleißfestem Stahl, der weniger als ein halbes Prozent Mangan und sehr geringe Mengen Chrom enthält.

Korvette „Kromantse"

Die Seestreitkräfte Ghanas haben Korvetten des britischen Typs Mark 1 in Dienst gestellt. Es handelt sich hierbei um relativ kleine, aber wendige Mehrzweckschiffe von etwa 450 ts Wasserverdrängung. Als Bewaffnung – die für verschiedene Aufgaben variabel ist – führen die Korvetten Wasserbombenwerfer, ein Bofors-Geschütz 40 mm sowie ein Seezielgeschütz 100 mm. Die Geschwindigkeit beträgt 20 sm/h, die Besatzung besteht aus 50 bis 60 Mann. Unser Bild zeigt die ghanaische Korvette „Kromantse".





Flak-Radar

Das jugoslawische Werk „Rudi Čajavec" – ein Betrieb der nationalen Verteidigungsindustrie – fertigt für die Flakartillerie der Jugoslawischen Volksarmee diese Funkmeßstation. Das Gerät mittlerer Reichweite wurde nach französischem Vorbild konstruiert.

Doppelter Bildschirm

Zwei sich gegenüberliegende Bildschirme besitzt eine Bildröhre der japanischen Hayakawa Electric Company. Nach Vervollkommnung der jetzt noch mangelhaften Bildwiedergabe besteht die Möglichkeit, das Bild sowohl auf der Vorderseite als auch auf der Rückseite des Fernsehgerätes oder Monitors zu betrachten.

Kunststoffboote

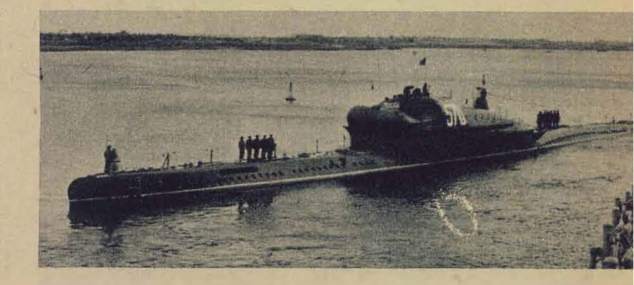
Drei Kunststoffboote der polnischen Werft „Ustka" unternahmen eine Testfahrt von 1500 Seemeilen durch die Ostsee. Es handelt sich um Typen für 4, 6 und 50 Personen, die sich selbst bei stürmischer See gut bewährten. Auf Kiel liegt als weitere Neuentwicklung nun ein Plastkutter von 20 m Länge.

Neues Herstellungsverfahren für gedruckte Schaltungen

Bisher wurden gedruckte Schaltungen nach dem sogenannten Subtraktionsverfahren (Ätzverfahren) hergestellt. Dabei wird die kupferkaschierte Schaltplatte positiv bedruckt und die nicht mit Lack bedeckte Kupferschicht abgeätzt. Die verbleibenden Leiterbahnen dienen der Stromführung. Rationeller ist die Fertigung nach dem Additivverfahren, das mit Hilfe der von der westdeutschen Firma Bayer entwickelten stromlosen Vernickelungsmethode mit Nibodur erfolgt. Mit dieser Methode ist eine gleichzeitige Durchkontaktierung verbunden, d. h. eine leitende Verbindung zur Herstellung von raumsparenden, gedruckten Schaltungen vermeidet jegliche Wackelkontakte. Die stromlose Vernickelung wird außerdem mit großem Erfolg zur Oberflächenveredelung von metallischen Werkstoffen eingesetzt.

Pilotentrainer

„Lernmaschinen" werden neuerdings in verschiedenen Ländern für die Bodenschulung der Piloten eingesetzt. Sie haben die Größe eines Fernsehtischgerätes und zeigen dem Flugschüler per Bildschirm und Dia-Projektion den Unterrichtstext einschließlich des dazugehörigen Anschauungsmaterials. Der programmierte Unterricht wird durch Konsultationen mit dem Fluglehrer und durch Simulator- und Flugtraining ergänzt.



Raketen-U-Boot

Neben U-Booten, die ihre Raketen aus der Unterwasserlage starten, verfügt die sowjetische Seekriegsflotte auch über verschiedene Typen mit Startvorrichtungen für den Überwasserstart von Raketen und Flügelgeschossen. Eine Art dieser U-Boote war auf der Rostocker Flottenparade zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution zu sehen.

Neuer sowjetischer Vielstoffmotor

In der Sowjetunion wird gegenwärtig an der Entwicklung eines Vielstoffmotors gearbeitet. Als Versuchsgerät dient u. a. ein Traktor-Dieselmotor, an dem Untersuchungen über die Dynamik des Verbrennungsprozesses und über die Hauptkennwerte des Motors bei einer Zuführung von Dieselkraftstoff und Benzin in Form einer Zweiphasen-Zuführung (kombinierte Kraftstoffzufuhr) vorgenommen wurden.



„Die Internationale erkämpft das Menschenrecht."



Spendenmarken 1932, ausgestellt im Armeemuseum.

Das Dokument aus der Lenkstange, oder:

„Nur" ein Ausweis

Museen sind meist wohltemperiert, trotzdem sind sie Eisbergen vergleichbar. Beide bieten dem Betrachter nur einen kleinen Teil ihres tatsächlichen Umfangs dar. Und das Armeemuseum in Potsdam bildet keine Ausnahme.
In einer der unterirdischen „Schatzkammern" wird ein Dokument von seiner Seidenpapierhülle befreit, und vor uns liegt ein vergilbtes Stück Papier, 21,5 cm lang und 5,5 cm hoch, maschinenbeschrieben in kyrillischen Buchstaben, handschriftlich der Name „Otto Genel" eingefügt, in der linken Ecke ein Paßbild, das einen jungen Mann mit Pelzmütze zeigt. Ein verblaßter Stempel gibt dem Ganzen einen amtlichen Charakter. Jahrelang muß das Dokument auf einen Bruchteil seiner Größe zusammengefaltet gewesen sein, denn die Faltstellen sind abgeschabt und erschweren das Entziffern.
Wer hat nicht schon auf Fotos die Soldaten der jungen Roten Armee gesehen! Aber einen echten Rotarmistenausweis aus jener Zeit in der Hand halten! Am 15. April 1920 wurde er vom 14. Regiment der Internationalen Division in Irkutsk ausgestellt, und er bescheinigt dem Genossen Ottokar Haenel, daß er in den Reihen dieser Division Dienst getan hat.
Der heute 70jährige Arbeiterveteran hatte das Dokument in seinen Mantel eingenäht, als er sich 1920 auf abenteuerlichen Wegen in die Heimat durchschlug. Während der Nazizeit verbarg er es in der Lenkstange seines Fahrrades. Für ihn, den gelernten Steinmetzen, war es Zeugnis einer Wende in seinem Leben.
1916 war er in Kriegsgefangenschaft geraten. Es folgte eine schwere Zeit beim Eisenbahnbau am Ilmensee und in der Kandalaschka-Bucht. Als die Kerenski-Regierung davongejagt war, wurden Milizen und Wachen aufgestellt und zu ihnen auch Kriegsgefangene herangezogen. Dann sollten die Skorbut-Kranken ins Lazarett. „Wir standen oft tagelang auf Abstellgleisen", berichtet Genosse Haenel, „dazu kam die Kälte, Mangel an Feuerung und Verpflegung – kurz: Es war Revolution, und die Revolution hatte ein schlechtes Erbe übernommen."
Als er im März 1918 „mit blauroten Kiefern und geschwollenen Beinen" ins Lazarett kam, hatten die russischen roten Soldaten gerade den ersten Angriff auf die Sowjetmacht zurückgeschlagen. Die Angreifer waren deutsche Truppen. Wenige Monate später, als er sich für den Kampf an der Seite der Rotarmisten entschlossen hatte, stand der in Böhmen geborene Ottokar Haenel der „Tschechischen Legion" gegenüber, einer konterrevolutionären Truppe, die sich aus tschechischen Kriegsgefangenen rekrutierte. So erlebte er den Kampf für und wider die Sowjetmacht von Anfang an als eine internationale Klassenschlacht.
Im Irkutsker Gebiet kämpfte er dann im Rükken Koltschaks als Angehöriger der 3. Kompanie der Internationalen Brigade. Bis Koltschak gefangen und hingerichtet war. Dann kam der Tag, über den Genosse Haenel berichtet: „Wir bauten aus dem Eis der zugefrorenen Angara einen Triumphbogen zur Stadt und erwarteten den Einzug der Roten Armee."
Es war eine schwere Zeit gewesen, aber auch in den Tagen der Niederlagen hatten sie etwas, was sie unbesiegbar werden ließ: Sie wußten, wofür sie kämpften, für den ersten Staat der Arbeiter und Bauern, der der erste Schritt für die Befreiung der Werktätigen auf der ganzen Erde war.

Kleine Zeugen großer Taten



ЭНГЕЛЬС

КАРЛ-ЛИБКНЕХТ

ОКТЯБРЬСКАЯ РЕВОЛЮЦИЯ

Ernst Thälmanns Mützenbänder

Waffenbrüderschaft im Armeemuseum gesehen, erfahren, aufgeschrieben von Hiltrud Paradies

Unscheinbar, abgegriffen liegt der Ausweis vor uns, der bestätigt, daß Ottokar Haenel einer der etwa 220 000 bis 250 000 Internationalisten war (davon einige 10 000 Deutsche), die als Waffen- und Klassenbrüder mit ihren sowjetischen Genossen kämpften.

Ein anderer war Richard Schwarz. In einer Vitrine der Ausstellungsräume seine Rotarmisten-Uniform, an deren Litewka der rote Stern glänzt. Er trug sie seit dem Sommer 1918 und beteiligte sich an den Kämpfen in der Ukraine.

Im Gespräch erfahren wir, daß es „nur" eine originalgetreue Nachbildung ist; denn die sowjetischen Genossen waren schneller. Sie waren zu Richard Schwarz nach Eberswalde gefahren, um ihn um die echte Uniform zu bitten. Und so ist sie heute im Traditionskabinett einer sowjetischen Gardeeinheit in Wünsdorf zu sehen – als ein frühes Beispiel deutsch-sowjetischer Waffenbrüderschaft.

Ein überraschender Fund, oder:

„Nur" eine Fahne

Vielfältig sind die Bande zwischen der Sowjetarmee und der Volksarmee. Ein Spezielles verbindet die Armeemuseen in Moskau und Potsdam. Da werden Faksimiles, Orden und Uniformen ausgetauscht, da finden Gespräche über die Museumsarbeit statt.

Bei einem Besuch in Moskau zeigten die sowjetischen Genossen auch eine Fahne. Wie sie dorthin gelangt ist, wußten sie nicht. Die Seidenstickerei aber verriet: Die sowjetische Schützendivision „Deutsches Proletariat" hatte die Fahne der Rot-Front-Kämpfer-Gruppe Schenkendorf gestiftet. Allein diese Aufschrift sagt viel über das Klassenbündnis deutscher und sowjetischer Arbeiter. Aber wir wollten mehr wissen!

Das Schenkendorf bei Königs Wusterhausen erwies sich als das gesuchte. 1921 hatten hier beim Kapp-Putsch die Arbeiter gegen die Noske-Truppen gekämpft. Mehrere Genossen fielen, aber Kapp wurde verjagt. Als Anerkennung für ihren mutigen Kampf wurde später auf dem Markt den Schenkendorfer Genossen feierlich die Fahne überreicht. Als die Nazis die Macht ergriffen, gelangte auch die Fahne in ihren Besitz. An gleicher Stelle auf dem Markt schwenkten sie höhnisch das Banner während einer Kundgebung. Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten! Die Nachfahren der Schützendivision „Deutsches Proletariat" schlugen die Faschisten auch in und um Königs Wusterhausen. Wahrscheinlich fanden sie 1945 die Fahne und brachten sie nach Moskau. Vielleicht werden wir noch einmal mehr über die Geschichte der Fahne schreiben können. Wir wissen es noch nicht. Aber wir wissen auch durch diese Fahne, daß die revolutionären Arbeiter verschiedener Länder auch dann zusammenstehen, wenn sie Hunderte oder Tausende Kilometer voneinander getrennt sind.

Steuermann ohne Steuermannspatent, oder:

„Nur" ein paar Mützenbänder

Ein einfaches weißes Matrosenhemd mit Kieler Kragen und der dazugehörigen Mütze, deren Band in kyrillischen Buchstaben die Aufschrift „Oktoberrevolution" trägt. Auf der Innenseite ein Kammerstempel aus dem Jahre 1928. Die Uniform gehörte – Ernst Thälmann. ▶

Am 7. September 1928 wählte die Besatzung des Schlachtschiffes der Baltischen Flotte „Oktoberrevolution" Ernst Thälmann zu ihrem Ehrensteuermann. Sie überreichte ihm in einer Feierstunde die Uniform und Mützenbänder weiterer Schiffe. Auf den Bändern lesen wir die Namen „Engels", „Liebknecht", „Marat", „Aurora", „Oktoberrevolution" und „Pariser Kommune". Am selben Tag wurde Ernst Thälmann auch auf dem Kreuzer „Aurora" Ehrensteuermann. Wie verpflichtend er diese Ehrung empfand, sprach er aus, als er zum Ehrensoldaten des Lehr- und Versuchsbataillons „Wystrel" ernannt wurde:
„Ich glaube, die beste Antwort, die wir den Genossen der Roten Armee und besonders den Beauftragten dieses Bataillons geben können, wird sein, daß wir uns verpflichten, den Weg, den sie uns zeigen, diesen Weg des Aufbaus des Sozialismus in der Sowjetunion, mit allen unseren Kräften, mit aller Energie zu unterstützen und uns mit aller Kraft für den Sieg der proletarischen Revolution in den kapitalistischen Ländern einzusetzen. Ich übernehme damit die Verpflichtung, als Vertreter der Kommunistischen Partei Deutschlands und des Roten Frontkämpferbundes den in den verschiedenen Organisationen vereinten Arbeitern zu berichten, welchen revolutionären Geist, welche brüderliche Solidarität, welche Kampfenergie in den Arbeitern und Bauern der Sowjetunion steckt."
Ernst Thälmann und seine Partei blieben dem Versprechen treu. Er wurde von den Faschisten ermordet, doch die Saat, die er und seine Genossen säten, ist aufgegangen.
Heute kann man nicht mehr von den Mützenbändern die Namen der Schiffe ablesen. Aber es gibt sie heute auch in Deutschland, Schiffe, die die Namen „Engels", „Marx", „Liebknecht", „Thälmann" tragen. Es sind Küstenschutzschiffe der „Volksmarine", wie die Mützenbänder ihrer Besatzungen stolz verkünden. Diese Schiffe kamen von sowjetischen Werften, und Ernst Thälmanns Gattin weilte bei der feierlichen Namensgebung in Saßnitz. Auch die Namen dieser Führer der revolutionären deutschen Arbeiterpartei sind eine Bürgschaft für den internationalistischen Geist unserer Volksmarine.
Den Namen „Karl Liebknecht" trägt übrigens auch die Offiziersschule der Volksmarine. Und ist es nicht symbolisch, daß ihr Traditionskabinett mit seinem besonderen „Zimmer der Freundschaft und Waffenbrüderschaft" im Beisein des damaligen sowjetischen Verteidigungsministers Malinowski eröffnet wurde?

Irgendwo in „fremdem" Land, oder:

„Nur" zwei Fotoalben

In Fotoalben zu blättern ist meist nur für Verwandte und Bekannte ersprießlich. Ein Fremder steht ihnen meist hilflos, ja sogar gelangweilt gegenüber, worüber höfliches Nicken höchstens hinwegtäuscht.
Ganz anders verhält es sich mit Alben, die ein Stück Geschichte lebendig werden lassen. Solch ein Album hielt ich im Armeemuseum in den Händen. Der Umschlag war abgegriffen, bestand aus grobem, dunklem Leinen und war mit einer Knochenschnitzerei verziert, die verriet, daß es Erinnerungsfotos aus Spanien enthält. Der Spanienkämpfer Genosse Krenzke aus Hoyerswerda hatte es angefertigt und dem Museum übergeben.
Vor unseren Augen lebt der Kampf des spanischen Volkes und der Internationalen Brigaden auf: Gefechte der Panzerbrigade bei Madrid im Jahre 1937, Einheiten der Tankbrigade auf dem Marsch an die Front; wir sehen Einschußstellen am Panzer des Genossen Krenzke und eine Gruppe französischer Antifaschisten und Angehöriger der Tankbrigaden der spanischen Volksarmee.
Genosse Krenzke hat berichtet, daß in der Tankbrigade auch sowjetische Genossen als Berater dienten. Jener dort vorn in der ersten Reihe, der mit dem Schnurrbärtchen, könnte einer sein. Gleichwie, sie haben zusammen gekämpft – und sind oft Seite an Seite gefallen. In der Ausstellung ist das Foto des Friedhofs der Internationalen Brigaden in Madrid zu sehen. Hier die Grabtafeln tragen einen deutschen, einen französischen und einen polnischen Namenszug, dort einen spanischen, weiter hinten liegen die Gräber unbekannter Interbrigadisten. Vielleicht lag unter der Tafel mit dem spanischen Namen ein Genosse aus Moskau oder Leningrad; denn die sowjetischen Berater hatten in Spanien Namen des Landes angenommen. Und wer lag unter den Tafeln mit der Inschrift „Unbekannt"?
Lag? Ja, lag! Die Faschisten hatten, als sie

„... und nicht vergessen ...



Friedhof der Interbrigaden in Madrid



. . . worin unsre Stärke besteht . . ."

Die Marschälle Malinowski und Gretschko, Armeegeneral Hoffmann und Generalleutnant Riedel „irgendwo" in der Sowjetunion anläßlich einer Lehrvorführung.

Madrid eroberten, nichts eiligeres zu tun, als den Friedhof einzuebnen. Sie konnten die Gräber schänden, aber die Erinnerung an die Interbrigadisten ist lebendig. Ihr Kampf gegen den Faschismus, die Einheit von Patriotismus und Internationalismus in ihrem Handeln sind gemeinsame Tradition aller Armeen des Warschauer Vertrages.

Ein anderes Album — sein Einband aus rotem Kunstleder — stammt aus den 50er Jahren. Auf den ersten Blick scheint es nicht mehr Gemeinsames zwischen beiden zu geben, als daß es ebenfalls Waffen und Militärangehörige zeigt. Aber da erkennen wir auf dem zweiten Blatt im Kreise von Ministern und anderen hohen Generalen Marschall Malinowski und Armeegeneral Hoffmann. Sie standen schon in Spanien Seite an Seite.

Die Aufnahmen entstanden irgendwo in der Sowjetunion. „Irgendwo" — das Wort ist so allgemein, daß es ein Journalist möglichst nicht zu Papier bringen sollte. Aber hier trifft das Wort den Kern; denn das Album trägt so etwas wie VS-Charakter.

Das erste Foto zeigt das Wort „Freundschaft" in den Sprachen der Warschauer Vertragsländer, das letzte eine Lenin-Büste und das Zitat Lenins: „Die Kampftaktik hängt vom Niveau der Militärtechnik ab". Und um die Militärtechnik und ihren Einsatz geht es in dem Album. Da sind zum Beispiel Raketen auf bereiften Wagen zu sehen, die heute nur noch ein mitleidiges Lächeln erwecken. Aber als sie für dieses Album fotografiert wurden, waren sie noch nicht einmal über den Roten Platz gerollt. Doch den Ministern und Generalen des Warschauer Vertrags waren sie in einer Lehrvorführung gezeigt worden — „irgendwo" in der Sowjetunion.

Der VS-Charakter des Albums ist längst überholt, doch aktuell ist seine inhaltliche Aussage, daß nämlich die Sowjetunion ihre Waffenkameraden mit der modernsten Technik vertraut macht und entsprechend deren Aufgaben im Bündnis auch damit ausrüstet.

Mit falschem Wehrpaß, oder:

„Nur" eine Uniform

Inmitten der Ausstellungsräume, die der Vergangenheit gewidmet sind, ist die Uniform eines Generalmajors der Nationalen Volksarmee nicht zu übersehen. Man sieht ihr an, daß sie getragen wurde. Das Bild daneben zeigt das freundliche Gesicht ihres Besitzers: Generalmajor Paul Blechschmidt, bis zu seinem Tod Politstellvertreter an der Militärakademie „Friedrich Engels".

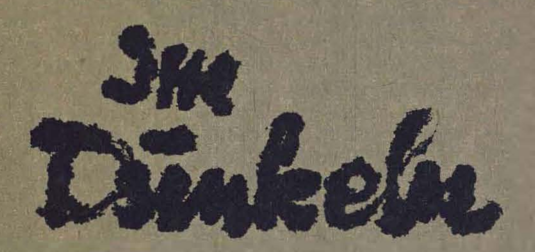
Wer war dieser Generalmajor, daß seine letzte Uniform diesen Ehrenplatz fand?

Als Arbeitersohn 1907 im Erzgebirge geboren, wurde er Lehrer. Die Nazis warfen ihn aus dem Schuldienst, weil er seit frühester Jugend der Arbeiterbewegung verbunden war. Er arbeitete illegal für die KPD weiter, bis er wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" ins Zuchthaus kam. Er war als „wehrunwürdig" erklärt worden, doch Ende 1942 schickten sie ihn zur Frontbewährung an die Ostfront. Und er bewährte sich – als Kommunist. Nach zwei Tagen lief er zur Roten Armee über. Als Propagandist und Korrektor arbeitete er zuerst im National-Komitee „Freies Deutschland", dann als Politischer Leiter im Gefangenenlager Kiew, später als Front-Beauftragter des National-Komitees „Freies Deutschland". Im Februar 1945 wurde er mit falschem Wehrpaß als Aufklärer nördlich von Berlin abgesetzt.

Was sich hinter diesen nüchternen Worten verbirgt, ist das aufrechte Leben eines deutschen Kommunisten, der, weil er ein guter Deutscher war, an der Seite der Sowjetunion gegen die Henker seines Volkes kämpfte.

Und wenn heute Absolventen der Militärakademie das Armeemuseum besuchen, gedenken sie ihres ehemaligen Lehrers, der sie nicht nur Waffenbrüderschaft lehrte, sondern sie ihnen auch vorgelebt hat.

 2. Preis im Wettbewerb „Freunde an unserer Seite“ 



Im Dunkeln

Von Gefreiter d. R. Rudolf Kiefert

Man sollte nicht meinen, wie schwer es ist, immer das Richtige zu tun. Da gibt es die eine Wahrheit und die andere. Und wir putzen an der einen herum, um sie blank zu kriegen. Aber vergeblich. Bis dann plötzlich der berühmte Groschen fällt. Erstaunt erkennen wir, daß der einen das Licht der anderen zum Glanze fehlt. Haben sie sich erst richtig zusammengetan, dann geben sie soviel Licht, daß man sich auch im Finstern nicht verfehlen kann.
Im ganzen Kreis war plötzlich das Licht ausgegangen. Stromsperre, sagten die Leute und zündeten die Kerzen an. Sie rücken dann näher zusammen und helfen einander.
Ich hörte erst davon, als man mich nachts aus dem Schlaf rüttelte. Unsanft wurde ich von der Pritsche gezogen und zum UvD geführt. „Du mußt sofort ein Stromaggregat nach Garzow rausbringen!“ fuhr er mich an. In einem Ton, als hätte ich mich mit meinen zwei Stunden Schlaf strafbar gemacht. „Befehl vom Kommandeur!“ setzte er noch hinzu.
Unser Gefechtsstand in Garzow trug seit Mittag einen Wettkampf mit der Jägerleitzentrale der benachbarten sowjetischen Garnison aus. „Die haben doch Aggregate draußen“, brubbelte ich.
„Zum Spaß wird der Alte nicht angerufen haben“, entgegnete der UvD.
Ich war soeben auf der Treppe, als er mir noch nachrief: „Und beeil dich. Es hängt jetzt alles von dir ab.“
Das sagte er bestimmt nur, weil man sich auf mich nicht gut verlassen kann. Er will mich entwickeln, dachte ich bei mir. Ich sputete mich aber trotzdem. Und zum Schnellfahren brauchte man mich nicht zu bitten.
Das Aggregat hatten sie mir schon an den Wagen gekoppelt. So konnte ich gleich losfahren. An die Chaussee führte eine schmale Betonstraße heran. Es ging leicht bergab, und man konnte tief ins Land schauen. Ab und zu blitzten irgendwo in der Ferne Autoscheinwerfer auf. Sie wurden rasch von der Dunkelheit wieder aufgesogen.
Als ich durch Kirchlug fuhr, glaubte ich, der einzige Mensch auf der Welt zu sein. Die Höfe lagen wie ausgestorben an der Straße. Kein Kerzenschein drang durch die kleinen Fenster. Nicht einmal die Hunde schlugen an. Und es war noch nicht Mitternacht. Hinterm Dorf, zu beiden Seiten der Straße, erstreckten sich weite Felder. Kein Baum und kein Strauch stellte sich dazwischen. Nur weite, unendliche Ebene. Die Einsamkeit der Landschaft erregte mich. Sie hob mich aus allem Kleinlichen heraus und versetzte mich in ein Gefühl selten erlebter Verantwortung. Berauschende Bilder flimmerten mir auf.
Ich sah mich in Garzow einfahren. Das ganze Dorf ist in tiefe Dunkelheit gehüllt. Vor dem Gefechtsstand stehen die Soldaten und Offiziere. Der Kommandeur kommt an den Wagen heran und steigt aufs Trittbrett: ‚Menschenskind, wie haben Sie das nur so schnell geschafft?! Sie Teufelskerl!‘ Er atmet erleichtert auf. Ich fahre den Wagen auf den Hof. Zwei Soldaten hängen das Aggregat ab. Meine Hilfe weisen sie zurück. ‚Du hast genug getan!‘ Wer vorbeikommt, zwinkert mir anerkennend zu. Ich sonne mich in dem schnell heller werdenden Licht. ‚Mein Licht!‘ Anderntags ist Hochstimmung. Der Gefechtsstand hat den Wettkampf gewonnen. Alle umringen mich. Einer klopft mir auf die Schulter, der andere schüttelt mir die Hand. Ich werde zum Kommandeur gerufen und vor allen belobigt. Als ich zurückfahre, stehen sie auf der Straße. Das Pflaster ist regenfeucht und glänzt.
Plötzlich werden alle schillernden Flecke in einen Strahl gebündelt. Mir kam ein Auto entgegen. Die Visionen verschwammen im grellen Gegenlicht. Aber mich hatte eine ungewöhnliche Energie gepackt. Ich hatte endlich mal ein Ziel. Von meinem Handeln wurde eine schwerwiegende Entscheidung beeinflußt. Ich fuhr ordentlich drauflos. Ohne auch nur einen Gedanken daran zu haben, daß ich mich schon „verfehlt“ hatte.
Die Straße wurde besser, und meine Tachometernadel kletterte höher. Am Straßenrand ragten jetzt dicke Baumstämme auf. Sie drehten sich immer schneller an mir vorbei. Die Straße war gut. Es war eine schnelle Straße. Ich fuhr mit Fernlicht. Die Scheinwerfer tasteten die endlosen Baumreihen ab. Wie Zäune sperrten sie den Straßenrand. Ich fuhr in der Mitte und blickte immer nach vorn, wo die Scheinwerferspitzen auf die Dunkelheit prallten. Einmal sah ich scharf zur Seite. Genau dorthin, wo die Bäume wieder ins Dunkle tauchten. Sekundenlang glaubte ich, an einer Leiter hochzuhasten. Die Sprossen glitten so schnell vorbei, daß mir schwindlig wurde. Ich drehte mich weg und gab noch mehr Gas. Ein

paar Kilometer noch und ich mußte von der Straße runter auf einen schwer zu befahrenden Waldweg. Es war warm im Fahrerhaus, und ich knöpfte mir die Jacke auf. Plötzlich wurde ich aus dem Rückspiegel geblendet. Ich rückte auf dem Sitz mehr in die Mitte. Die Lichter wurden größer und stärker. Der Wagen kam näher. Er wollte mich überholen. Ich fuhr rechts rüber, und er zog auf gleiche Höhe mit mir. Die Straße hatte gerade Platz für uns beide. Jeder genau eine Hälfte. Ich mußte höllisch aufpassen. Ich sah sofort, daß es ein Aggregatwagen war. Den Fahrer konnte ich nicht erkennen. Er fuhr vorbei. Der Wagen hatte eine Autonummer der sowjetischen Nachbargarnison. Er war schon außer Sichtweite, als mir endlich dämmerte, wen ich da vorbeigelassen hatte. Deshalb war er auch wie ein Verrückter abgedonnert. Mit einem Schlag erkannte ich, wie blöd es gewesen war, den anderen abfahren zu lassen. Den Freunden war also auch das Licht ausgegangen. So ein verstiegener Zufall schien mir unwahrscheinlich. Aber anders war diese Feuerwehrfahrt nicht zu erklären. Sie schickten den Aggregatwagen zu ihrem Gefechtsstand raus.

Die Straße wurde sehr kurvenreich und stieg leicht bergan. Ich fuhr mit Vollgas. Der Motor brummte schwer. Das ganze Fahrerhaus vibrierte mit. Ich nahm auch in den Kurven das Gas nicht weg. Ich schnitt sie scharf an und zog dann mit voller Geschwindigkeit hindurch. Als ich auf der Kuppe eines langgestreckten Hügels ankam, sah ich weit unten ein Fahrzeug. Es stand am Straßenrand. Die Rückstrahler beleuchteten es schwach. Ich war mir sicher, daß es der Wagen war, der mich überholt hatte. Die Straße war gut zu überblicken. Nirgends war in der Ferne ein rotes Licht zu entdecken. Weiter konnte er noch nicht sein. Die Straße hinunter fuhr ich langsamer.

Dabei rätselte ich herum, was er wohl für eine Panne haben mochte. Dann erfaßten ihn die Scheinwerfer. Er hatte die Motorhaube hochgeklappt und lag mit dem Oberkörper darunter. Der Wunsch kroch in mir hoch. Er benebelte mich ganz: Einfach weiterfahren. Ordentlich aufs Gaspedal treten und vorbeirasen. Ehe er unter der Motorhaube hervor ist, bin ich schon im Dunkeln verschwunden. So einfach war das.

Ich fühlte, daß mir eine Entscheidung auferlegt wurde. Sie wog mehr als alles Bisherige. Jeder meiner Entschlüsse bekam jetzt Gewicht, auch für andere, die überhaupt nicht daran dachten. Ich kam mir vor wie das Zünglein an der Waage. Dieser Zustand erregte mich wunderbar. Ich hatte nur immer davon gehört, ihn aber nie selbst erlebt. Ich war auch nie sehr zuverlässig. Und ich wurde es noch weniger, als es alle mitbekommen hatten. Der Kommandeur und andere bauten künstliche Hürden für mich auf. Jede ein Stückchen höher, gerade so hoch, daß ich sie immer noch nehmen konnte. Eine nach der anderen. Es wäre vielleicht ganz gut gegangen mit mir. Aber die Aufgaben hatten meist nicht mehr Sinn, als mich zu entwickeln. Ich kam dahinter. Ich kann es nicht leiden, wenn man mich erziehen will.

Das hier war eine echte Hürde. Und eine richtige Entscheidung. Der Mensch wächst mit seinen Aufgaben, sagt unser Kommandeur. Ganz bestimmt ist das so. Aber weiß man auch, ob man sich die richtige Aufgabe ausgesucht hat? Man möchte ja auch gerade wachsen. Nicht ein Windflüchter werden.

Ich überlegte und verglich, und dabei hatte ich mich schon entschieden. Ganz fest und tief verwurzelt und angefreundet saß in mir der Gedanke: Einfach weiterfahren. Es war erregend. Durch einen Tritt aufs Gaspedal konnte ich den Wettkampf für uns entscheiden. Vorausgesetzt, die Panne war gut genug.

Ich trat so stark auf die Bremse, daß ich mit

Illustrationen: Gerhard Rappus





dem Oberkörper ans Lenkrad geworfen wurde. Der Wagen blieb fast auf der Stelle stehen. Er war plötzlich auf die Straße gelaufen und hatte mit den Armen herumgefuchtelt und war wie ein Klotz stehengeblieben.
Jetzt kam er an den Wagen heran. Aufgeregt gestikulierte er mit den Händen und sprach sehr schnell auf mich ein. Ich verstand kein Wort. Ich zuckte mit den Schultern. Er machte meine Tür auf und bat mich so eindeutig mitzukommen, daß ich nicht anders konnte. Ein bißchen zwickte mich auch die Neugierde.
Ich kroch mit unter die Motorhaube. Ein Keilriemen war gerissen und hing lose über der Riemenscheibe. Erleichtert kletterte ich wieder herunter. Da war kaum was zu machen. Er hatte den Riemen hervorgezottelt und stand jetzt neben mir. Plötzlich griff er nach meiner Jacke. Sie war noch aufgeknöpft, und er zeigte mit dem Finger auf die Drahtschlaufen, die schon über ein Jahr unverwüstlich meine Knöpfe hielten. Er wollte den Keilriemen zusammenflicken. Der Draht war gut und fest. Ich verfluchte mich, weil ich die Jacke nicht zugeknöpft hatte. Ich zog die Drahtschlaufen heraus. Die Knöpfe steckte ich in die Brusttasche.
Er begann sofort wie ein Besessener zu arbeiten. Er merkte gar nicht, wie ich zum Wagen zurückging. Erst als die Wagentür schlug, hob er den Kopf und winkte herüber.
Ich zog den Wagen gleich wieder auf volle Geschwindigkeit hoch. Das war die Chance. Nur ordentlich zufahren. So schnell ist kein Keilriemen geflickt. Wenns überhaupt geht. Ich hatte es noch nie probieren müssen. Unter meinem Sitz liegt immer einer als Ersatz. Beinahe hätte ich ihn herausgerückt. Wär's eine Fahrt wie andere, hätte es keine Frage gegeben. Hier lag's anders. Ich hätte mich jetzt darüber geärgert. Der schöne Vorsprung. Mensch, und wie eilig der es hatte. Bei denen mußte es ganz schön brennen.
Die Straße führte über einen Hügel in dichten Tannenwald. Was die Scheinwerfer nicht mehr erreichten, blieb stockdunkel. Dann ging es wieder bergab. Ich nutzte den Schwung aus und ließ den Wagen abrollen. Mein Egoismus konnte nur durch unseren Sieg belohnt werden. Und den würde ich herbeiführen. Die sollten staunen.
Ich wuchs mich zu so entscheidender Wichtigkeit aus, daß mir die innere Freude den Hals hochgluckste. Ich konnte es nicht unterdrükken.
Noch zweihundert Meter etwa, dann mußte ich abbiegen. Ich nahm das Gas weg und schaltete herunter. Dann bremste ich scharf und bog in einen Waldweg ein. Die Wegstrecke war sehr schlecht, aber man sparte einen Umweg von dreizehn Kilometern. Der Boden war aufgeweicht und glitschig. Ich ging auf den zweiten Gang herunter und schaltete den Allradantrieb ein. Mühsam kroch der Wagen durch angestauten Schlamm. In einer Anhöhe rutschten die Räder in die tief ausgewaschenen Spuren. In den Bodenwellen hatten sich trübe Wasserlachen gesammelt. Wenn der Wagen dort hineinrollte, patschte das Wasser auseinander und schlug dumpf gegen die Bodenbleche. Ich kannte den Weg genau. Ich wußte, welche Stelle ich umfahren mußte und wo ich den Wagen durchrollen lassen konnte.
Auf der Anhöhe war der Weg auf einer kurzen Strecke steinig und griffiger. Dahinter breitete sich zur rechten Seite ein kleiner Teich aus. Er war dicht von Bäumen umwachsen, die sich nur zum Wegrand öffneten. Gerade dort führte der Weg durch eine Bodensenke. Sie stand voll Wasser. Schmutzig und braun. Aufgeweichte Erde. Die Senke konnte man nicht umfahren. Ich bremste den Wagen und ließ ihn ganz langsam hineinrollen. Ich merkte sofort, daß das Wasser höher stand als sonst. Die Räder tauchten tief in den Schlamm ein. Dann hob sich der Wagen plötzlich und versank gleich danach noch tiefer. Das wiederholte sich noch einmal. Ich hatte den ersten Gang eingelegt. Der Motor raste hochtourig. Langsam drehten sich die Räder wieder aus dem Schlammbad. Nur noch Zentimeter vor der festen Erde. Da drehte sich der Wagen plötzlich. Erst stotternd. Dann mit Schwung. Ohne Halt. Ich gab Gas. Aber die Vorderräder glitten durch und schleuderten zähen Schlamm hoch. Ich trat auf die Kupplung. Der Wagen rutschte einen halben Meter zurück. Erster Gang rein. Und Vollgas. Der Schlamm gluckste auf. Die Räder wühlten wie Schaufelradbagger in dem eingeweichten Dreck. Das Aggregat machte mir zu schaffen. Allein war ich hier immer gut herausgekommen. Der Wagen kam bis zur alten Stelle. Dann rutschte er wieder zurück. Beim nochmaligen Rückwärtsfahren drehte der Wagen wieder ab. Die Räder tanzten auf dem glitschigen Boden. Ein Ruck zog sich durch den Wagen. Dann glitt er ganz allmählich nach hinten weg. Ich schlug den ersten Gang rein. Drückte das Gaspedal durch. Die Hinterräder quirlten schon im Teichwasser. Noch einen Meter weiter und der Wagen wäre in den Teich abgerutscht.
Ich stand mitten im Schlamm. Ich versuchte es noch ein paarmal. Aber allein kam ich aus dem Dreck nicht mehr heraus. Ich hatte mich richtig in Wut gerackert. Wenn ich hier steckenblieb, bin ich ganz umsonst ein Schuft gewesen. Ich probierte es noch einmal. Der Wagen rukkelte nur und grub sich noch tiefer in die Senke.
Ich öffnete die Tür und sprang auf eine trokkene Stelle. Ich hatte den Motor ausgemacht, und eine tiefe Stille lag über dem Wald. Mir fiel gerade die letzte Möglichkeit ein: ‚Den Keilriemen herausholen und zurücklaufen. Der würde mich rausziehen!‘ als plötzlich ein Motorgeräusch von der Straße hinüberdrang. Ich sprang zum Auto zurück und schaltete das Licht ab. Wenn er es wirklich sein sollte, durfte er nicht auf den Verdacht kommen, daß ihm der Waldweg versperrt ist. Das Motorgeräusch kam immer näher. Jetzt war auch am Himmel der Lichtkegel zu sehen. Er war kurz vor der Abzweigung. Und dann tauchten zwei Scheinwerfer in den Waldweg. Ich wußte nicht, was stärker war, die Freude oder der Ärger. Er hatte es also geschafft. ▶

Er brachte uns wieder auf eine Startlinie. Ich versteckte mich hinter den Bäumen. Den Wagen konnte er erst sehen, wenn es zum Umkehren zu spät war.
Die Lichter krochen langsam näher. Als er den Fuß der Anhöhe erreichte, konnte ich ihn nicht mehr sehen. Nur die Scheinwerfer zuckten steil nach oben. Und senkten allmählich ihre Lichtkegel. Immer tiefer fielen sie auf meinen Wagen. Er hielt sofort an. Er öffnete die Tür und sprang heraus.
Ich kam hervor. Er rannte auf mich zu und fluchte auf Teufel komm raus. Er kam nicht vorbei. Erst mußte er mich herausziehen. Zurückfahren konnte er nicht mehr. Hier war es unmöglich, den Wagen zu wenden.
Aufgeregt hopste er um meinen Wagen herum. Dann ging er an den Teich runter und hüpfte fast zwei Meter ins Wasser hinein. Stiefel und Hose waren klitschnaß, als er zum Wagen zurückrannte. Ich lief ihm hinterher und hielt ihn am Ärmel fest. Er sollte mich rückwärts rausschleppen. Ich wollte ihn nicht vor mir haben.
Er verstand mich nicht. Dann schüttelte er sich los und drängte mich zur Seite. Als sei ich ihm im Wege. Er mußte ganz schön sauer sein. Ich war aber auch verärgert. Wie der sich aufspielte. Hetzt und drängelt und flucht in einem fort. Unbedingt müssen sie gewinnen. Ich hatte eine ganz schöne Wut im Leibe. Er fuhr los, als wäre er auf einer glatten Straße. Er hielt sich ganz scharf rechts. Die dicken Äste polterten dumpf gegen die Karosserie. Ich rannte nebenher. Er gab noch mehr Gas. Die Räder schleuderten mir zusammengeklitschte Dreckklumpen ins Gesicht. Ich versuchte an ihm vorbeizukommen. Der mußte ja verrückt geworden sein.
An der Senke fiel der Weg schräg in den Teich ab. Bevor die Vorderräder in die Senke tauchen konnten, glitt der Wagen an der kleinen Böschung hinunter. Die Räder an der rechten Seite standen kaum im Teichwasser, als er den Motor losstampfen ließ. Der Wagen sackte noch weiter in den Teich. Er blieb aber nicht stehen. Gleichmäßig zog er durch den aufgewirbelten Schlamm. Gleich war er an der Senke vorbei. Er verpaßte die Auffahrt zum Weg und knickte mit der Stoßstange zwei Bäume. Er versuchte es noch einmal. Als er auf dem Weg stand, machte er die Tür auf und kam rückwärts an die Senke herangefahren. Er fuhr sehr vorsichtig. Ich stand weit über die Knie im Schlamm und hielt die Abschleppstange hoch. Er konnte nur bis zum Rand der Senke fahren. Als die riesenhaften Räder auf mich zuwalzten, kam ich mir wieder klein und unbedeutend vor.
Er zog mich ohne Schwierigkeiten heraus. Wir hängten ab, und er fuhr los. Nicht mal warten konnte er. Ich war ganz schön bedient. Mein Vorsprung hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Nichts war übriggeblieben. Ich wollte mich damit einfach nicht abfinden. Bald hatte ich seine Rückstrahler wieder vor mir. Sie stachen mir wie Nadeln in den Augen. Vor einer halben Stunde hatte ich noch alle Eisen im Feuer und verwaltete eine erregende Macht. Und jetzt ließ ich mich von seinen Rückstrahlern blenden.
Das Zünglein an der Waage. Der Teufel hat mich geritten.
Ich hupte mehrere Male hintereinander und gab Lichtsignal. Ich hielt an und stieg aus und klappte die Motorhaube auf. Er blieb auch stehen. Dann kam er rückwärts gefahren und war mit einem Satz aus dem Wagen. Ich löste schnell ein Verbindungsstück an der Kraftstoffleitung. Als er seinen Kopf unter die Motorhaube steckte, ging ich zu seinem Wagen vor und sah, daß der Keilriemen schon wieder auseinanderklaffte.
Wir fuhren weiter, und man mußte sehr auf den Weg achten. Ich wäre jetzt gerne vor ihm gefahren. Wenn er steckenblieb, konnte ich nicht vorbei. Aber ich strengte mich auch nicht sonderlich an, vorbeizukommen. Plötzlich merkte ich, daß ich hundemüde war. Ich steckte mir eine Zigarette an, aber sie ließ nur einen schlechten Geschmack im Mund.
Hinterm Wald wurde die Straße breiter. Ich fuhr vorbei und winkte aus dem Fenster. Ich hatte ihn noch im Rückspiegel, als er an den Straßenrand ranfuhr. Er sprang aus dem Wagen und riß die Motorhaube hoch. Eine weiße Dampfwolke schlug ihm entgegen. Er wich auf die Straße zurück. Er stand da und blickte mir hinterher. Ich glaube, hätte er jetzt mit den Armen gewinkt und gedrängelt, ich wäre weitergefahren. Ich wendete den Wagen und fuhr zurück. Er hieß Pawel.
Ich getraute mir nicht, meinen Keilriemen plötzlich zu finden. Ich schleppte ihn ab, und es ging ganz gut.
Ich war das Opfer meiner eigenen Untat geworden. Aber der Opfergang befreite mich von einem lästigen Druck. Mir war, als hätte man mich aus einem Netz herausgeschnitten.
An der Kreuzung bog ich zum sowjetischen Gefechtsstand ein. Pawel fing an, wie wild zu hupen. Ich hielt an. Pawel sprang von seinem Wagen herunter und kam nach vorn gelaufen.
„Dawai! Dawai prjamo. Mnje nado w Garzow!"
„Wohin?" fragte ich noch einmal.
Ich glaubte, mich verhört zu haben.
„W Garzow!" wiederholte er.
„Nach Garzow?"
„Da, da. Garzow."
Pawel nickte erfreut mit dem Kopf.
„Serr wenig Zait." Er lachte und rannte zu seinem Wagen zurück.
„Deutsche Freunnde kain Stromm."
Wir drehten um und fuhren nach Garzow. Und ich wollte mit ihm Schicksal spielen. Mit Pawel. Wo er es doch so eilig hatte. Sehr wenig Zeit.
Die Straße führte bergauf, aber wir zogen ordentlich ab. Ich öffnete das Fenster. Frische Nachtluft wehte herein. An meiner Jacke fehlten die Knöpfe.
Als wir auf dem Berg waren, ging das Licht an. Tausende winzige Lichtstrahlen blitzten irgendwo auf. Am deutlichsten konnte man es am Horizont sehen. Da bündelten sich die Lichter und eroberten gemeinsam die Dunkelheit.



KOSMODROM – Startplatz in den Weltraum

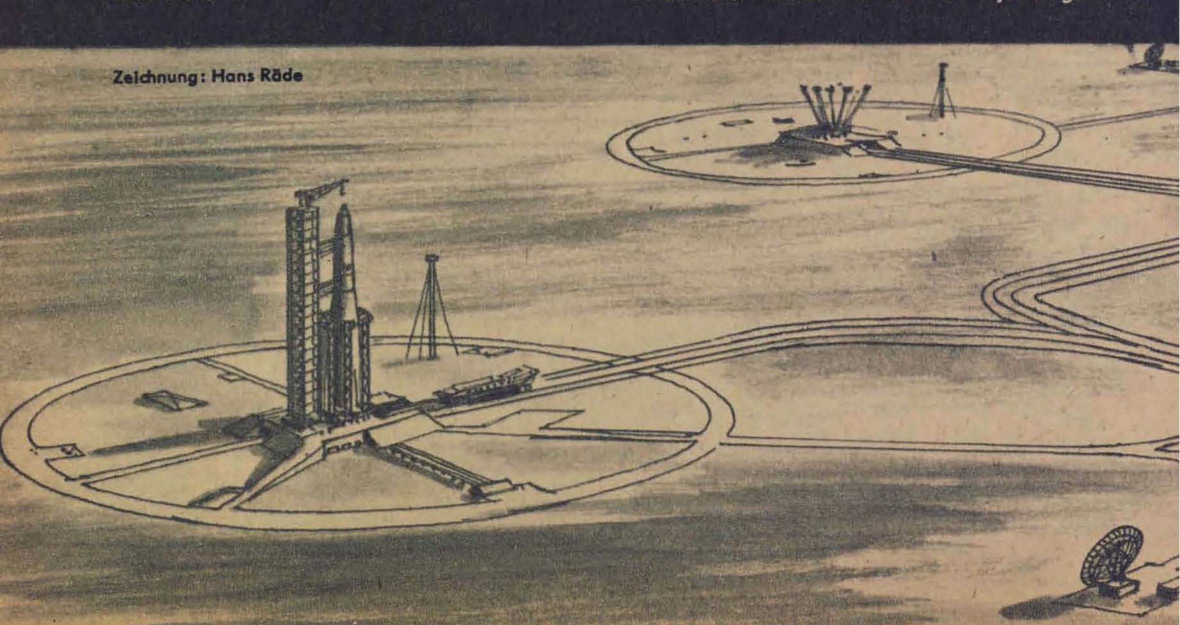
Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Projekte und Unternehmen der Raumfahrtforschung werden von Jahr zu Jahr komplizierter in ihren Funktionsprogrammen und auch technisch aufwendiger. Man vergegenwärtige sich einmal mehrstufig aufgebaute Trägerraketen von 1600 bis 2700 t Startmasse (80–90% davon Treibstoffe) mit gewaltigen Triebwerksbündeln von 2500 bis 3500 Mp Startschub sowie Gesamtlängen zwischen 80 und 130 m und Durchmessern von 7 bis 10 m! Die Nutzmassen dieser Trägerraketen liegen, je nach der Flugmission, zwischen 25 und 150 t.

Die Entwicklung dieser technischen Großgeräte machte für ihren Einsatz schließlich Bodenanlagen erforderlich, deren Umfang die bescheidenen Startplätze der ersten Raumfahrtjahre allmählich in groß angelegte „Weltraumbahnhöfe" verwandelte. Der vornehmlich in der Sowjetunion geprägte Begriff „Kosmodrom" drückt dabei wohl am treffendsten den räumlich und technisch außerordentlich weitreichenden Aufwand aus. Die besondere Handhabungstechnik extrem großer Trägerraketen bringt es mit sich, daß häufig erst völlig neue technische Lösungen erarbeitet werden müssen, wie beispielsweise für die Lagerung sehr großer Mengen verflüssigter Gase (Treibstoffkomponenten Flüssigsauerstoff bzw. -wasserstoff) oder für die Montage extrem dünnwandiger Raketenstufen.

Unabhängig davon sind schon bei der Wahl des Ortes für ein Kosmodrom vielseitige Überlegungen notwendig. Grundsätzlich muß es so gelegen sein, daß von ihm aus antriebstechnisch günstige Abflugtrassen über möglichst dünn oder gar nicht besiedelte Gebiete geführt werden können, damit rückkehrende Erst- und Zweitstufen bzw. Fehlstarts keine Gefahrenquelle für die Bevölkerung darstellen. Wegen des starken Lärms muß auch eine gewisse Entfernung von benachbarten Wohnstätten – einschließlich der Siedlung für die im Kosmodrom Beschäftigten – eingehalten werden. Und dennoch muß das Kosmodrom auch für die gesamten Zubringerdienste (Bauteile für Raketen und Raumflugkörper, Treibstoffe, Ausrüstung, Versorgungsgüter) möglichst günstig liegen.

Zumeist verfährt man so, daß die Trägerraketen und Raumflugkörper erst in mehr oder weniger fern vom Kosmodrom gelegenen Entwicklungs- und Fertigungsstätten gebaut, statisch erprobt, geprüft und danach zum Raketenstartplatz geschafft werden. Der Transport erfolgt dabei häufig auf dem Luft- oder Wasserweg. Das Startgelände umfaßt meist mehrere Startrampen, auf denen man die Raketen entweder unter freiem Himmel oder in verhältnismäßig einfachen abfahrbaren Schutzhäusern zusammenbaut, nochmals überprüft und schließlich für den Start auftankt und mit dem jeweiligen


Zeichnung: Hans Räde

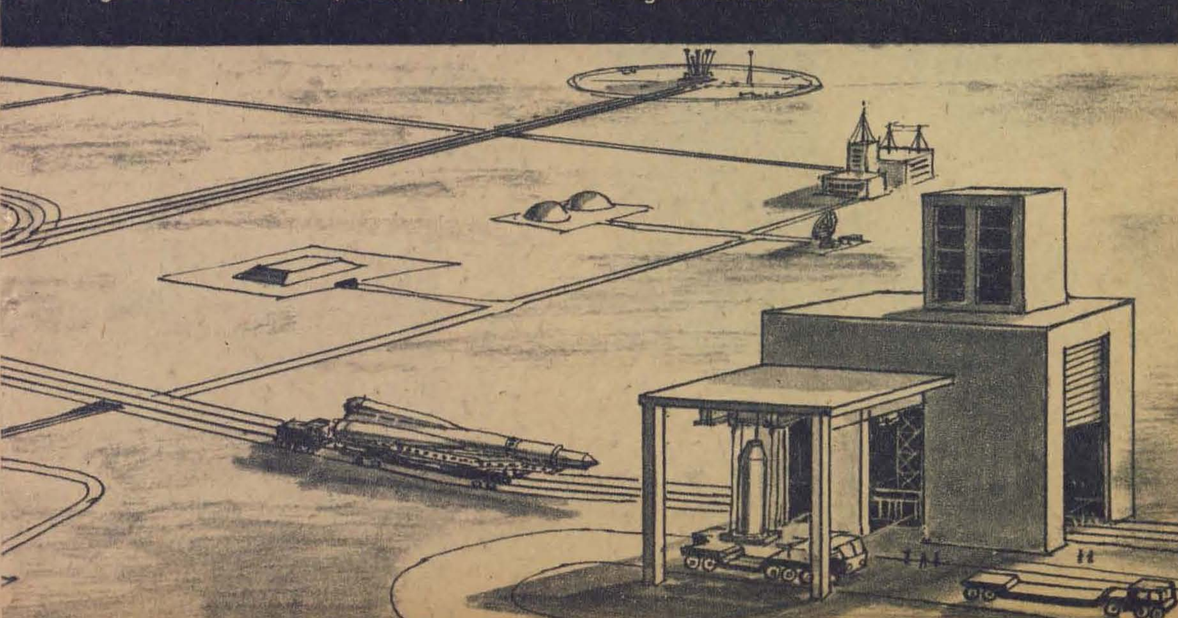
Raumflugkörper ausrüstet. Die Arbeiten an den Raketen, einschließlich der letzten Überprüfungen der Raumflugkörper, werden mit Hilfe der „Montagetürme" ausgeführt. Diese haben verschiedene Arbeitsplattformen, von denen aus die wichtigsten Baugruppen der Rakete und der Raumflugkörper selbst zugänglich sind. Aufzüge, Kabelstränge, Hebezeuge und Treibstoffleitungen vervollständigen die Ausrüstung eines solchen Montageturms. Über die Treibstoffleitungen wird die Rakete aus einem nahe gelegenen Treibstofflager oder aus Spezialfahrzeugen kurz vor dem Start betankt. Ein besonderer Kabelstrang stellt bis zur Triebwerkszündung (und bis die Rakete abhebt) von der Startplattform die Verbindung zur Leitzentrale her. Über dieses Kabel wird die Rakete bis zum Start überprüft, das Startprogramm, das von der Leitzentrale in der letzten Phase ausschließlich automatisch abgewickelt wird, übertragen und der programmgemäße Ablauf der Startfunktionen zurückgemeldet.

Mit dieser Technik, die also Startrampen mit Montagetürmen, Tanklager und eine oder mehrere entsprechend geschützte Leitzentralen umfaßt, lassen sich Trägersysteme jener Größen starten, mit denen die ersten bemannten Raumflugkörper oder ähnlich große unbemannte Geräte in ihre Freiflugbahnen gebracht wurden.

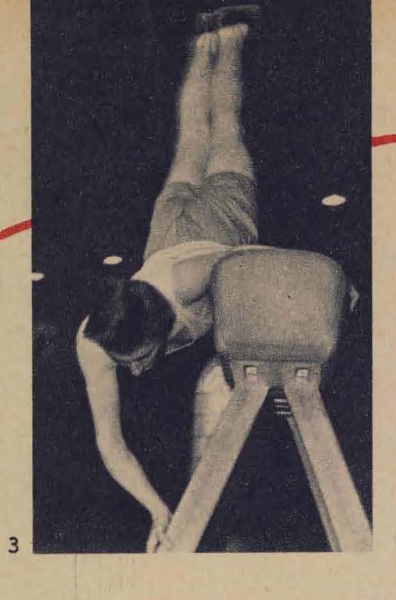
Inzwischen hat sich jedoch die Größenordnung der Träger auf die eingangs erwähnten Zahlenwerte gesteigert. Derartige Systeme benötigen eine so erhebliche Vorbereitungszeit und für die Montage einen so großen technischen Aufwand, daß man allein schon aus Gründen eines unbedingt notwendigen und sicheren Witterungsschutzes zu neuen Konzeptionen kommen mußte.

So baut man die großen Trägersysteme in einem festen Montagegebäude aus den angelieferten Bauteilen (Stufen usw.) in einem möglichst rationellen „Fließbandverfahren" zusammen, prüft sie dort und rüstet sie mit dem Raumflugkörper aus. Das heißt, sie werden bis auf das Betanken startfertig gemacht. Das Montagegebäude steht auf dem Kosmodrom in einer sicheren Entfernung von den eigentlichen Startrampen. In den etwa 150 m hohen Montagehallen, in denen an drei oder vier Raketen gleichzeitig gearbeitet werden kann, wird jede Rakete auf einer separaten Plattform montiert, die ihrerseits einen entsprechend hohen Montageturm trägt.

Nach Abschluß der gesamten Montagearbeiten und der langwierigen Überprüfung aller Systeme wird die unbetankte Rakete mit ihrer Plattform und dem Montageturm von schweren Schleppern aus der Halle gefahren und über einen mehrere Kilometer langen Fahrweg im Schrittempo zur Startrampe gebracht. Dort setzt der Schlepper die Plattform so ab, daß die unter den Starttriebwerken befindliche Öffnung über dem Ablenkschacht der Rampe liegt. Dieser betonierte und mit zusätzlichen Materialien ausgekleidete Schacht hat die Aufgabe, den an sich etwa 60 bis 80 m langen und 10 m dicken Feuerstrahl der Starttriebwerke aufzunehmen und horizontal umzulenken. Am Startplatz werden nochmals Überprüfungen vorgenommen, und nur wenn diese zufriedenstellend verlaufen sind, wird die Rakete aus in sicherer Entfernung liegenden Vorratsbehältern stufenweise betankt. Ebenso wird der Raumflugkörper mit etwa notwendigen Treibstoffvorräten versehen. Zuletzt geht die Besatzung an Bord, die bis zum Start in einem separaten Gebäude des Kosmodroms von ihren medizinischen und technischen Betreuern in ihren Vorbereitungen unterstützt wurde. Die in einigen Kilometern Entfernung von der Startrampe liegende Leitzentrale übernimmt dann schließlich die Führung für den Programmablauf des Starts.



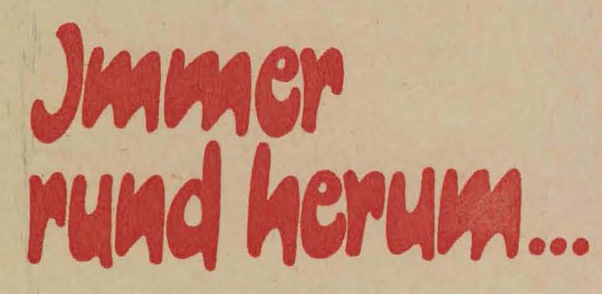




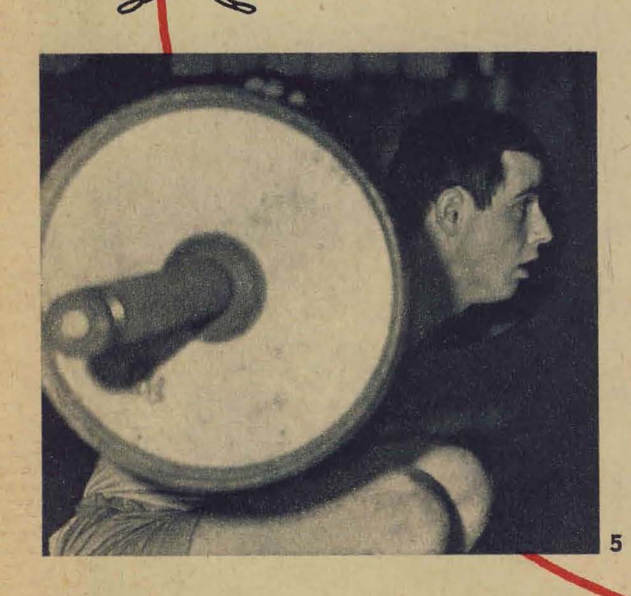
3



4

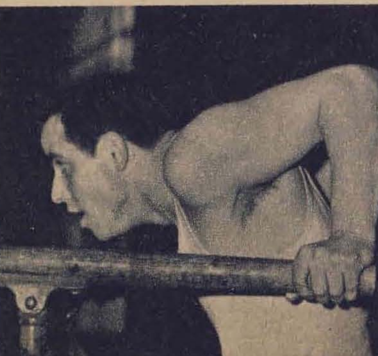


Keine Ringelreihe, sondern Soldaten beim Krafttraining im Kreis

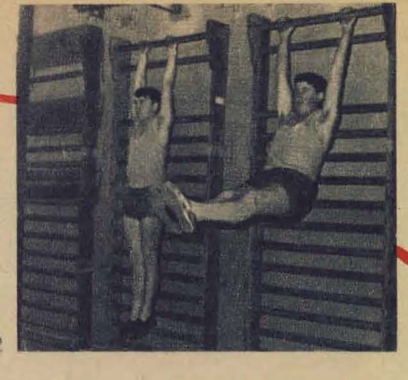


5



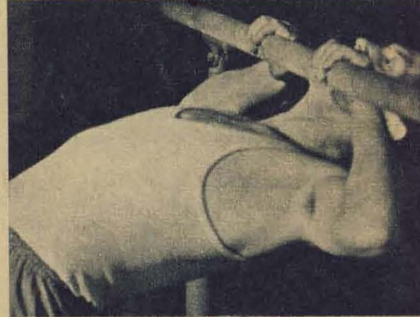






2





1

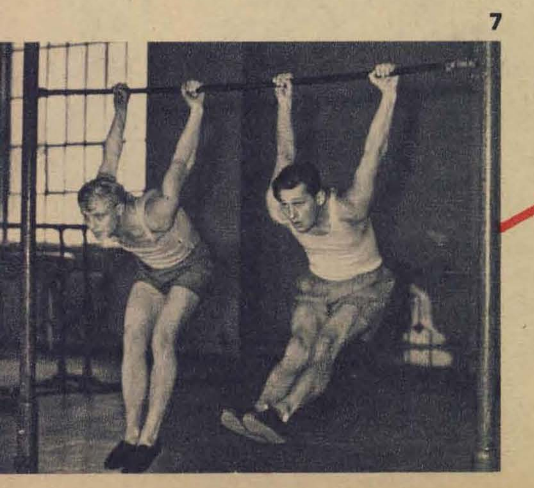


Das Kreistraining ist eine organisations-methodische Form des Konditionstrainings – das ist gewissermaßen die wissenschaftliche Formel dessen, was wir Ihnen in einem kleinen Ausschnitt auf diesen Seiten vorstellen wollen. Keine Angst, wir wollen Sie nicht mit Sportwissenschaft füttern, aber vielleicht interessiert es Sie zu erfahren, mit welchen Methoden der Soldat trainiert, um stärker, kräftiger, ausdauernder, beweglicher zu werden. Diese physischen Eigenschaften braucht er, um die hohen Anforderungen der Ausbildung wirklich erfüllen zu können. Nicht jeder junge Wehrpflichtige aber bringt diese Voraussetzungen von zu Hause mit – also heißt es trainieren, und das so zweckmäßig und zielgerichtet wie möglich. Das Kreistraining, 1963 in die NVA eingeführt, ist durchaus keine Erfindung der Armee, doch als wirksame Methode der Kraftentwicklung hat es sich auch für das Training der Soldaten als zweckmäßigste Form erwiesen. Die ständige Verbesserung der körperlichen Leistungsfähigkeit der Armeeangehörigen seit dieser Zeit ist sicher auch auf diese Art des Krafttrainings zurückzuführen.

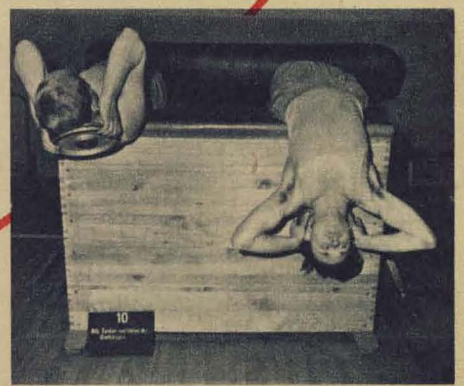
Doch schauen wir uns einmal an, welche Übungen unser am Anfang noch nicht sehr starker Soldat gemeinsam mit den übrigen Genossen seines Zuges in diesem Beispiel – natürlich gibt es noch mehr Varianten des Kreistrainings – ausführen muß, um am Ende stolz seinem Hauptfeldwebel einen kräftigen Bizeps vorweisen zu können.

Am Anfang stand für ihn, wie für jeden Soldaten, ein sogenannter Maximaltest, das heißt, er hat die an den zehn Stationen des Kreises geforderten Übungen jeweils 30 Sekunden lang so oft wie möglich durchgeführt. Danach wurde seine individuelle Trainingsdosierung, die Zahl der Übungswiederholungen an jedem Gerät, festgelegt.

Also hinein in den Kreis, Soldat ‚Schwach', mal sehen, ob aus dir ein Soldat ‚Stark' wird? Moment, Moment, nicht



7



8



gleich an die Geräte, erst einmal die Muskulatur durch etwas Gymnastik gut erwärmen, sonst gibt's noch Verletzungen.

Aber nun 'ran an Station 1: Schlußsprünge mit beiden Beinen über ein Hindernis. Hier wird das Warmmachen gewissermaßen fortgesetzt und außerdem besonders die Beinmuskulatur belastet. Nach 20 Sekunden kommt der Pfiff: Wechsel an das nächste Gerät. Die Erholungspause dazwischen ist nur kurz, ebenfalls 20 Sekunden.

Durch das Klimmziehen im Schrägliegehang (Bild 1) werden nun die Oberarm- und Schultermuskeln gekräftigt.

Dann geht es an die Sprossenwand: Heben und Senken der Beine bis zur Waagerechten (Bild 2). Am Ziehen in der Bauchgegend merkt unser Soldat, wofür diese Übung gut ist.

Das Seitpferd möglichst schnell und gekonnt zu überwinden (Bild 3), fordert und fördert Kraft und Gewandtheit, belastet den Kreislauf allseitig.

Zwar kann sich nun unser „Kreisläufer" hinlegen, doch keineswegs ausruhen. Aus der Bauchlage den Oberkörper mit einer zusätzlichen Belastung immer wieder anzuheben (Bild 4), ist keine Kleinigkeit und strengt die Rükkenmuskeln nicht wenig an.

Die zweite Hälfte des Kreises beginnt mit einer Gewichtheber-Übung. Mit der 50-Kilo-Hantel im Nacken absolviert der Soldat 20 Sekunden lang Kniebeugen (Bild 5). Das geht in die Beine und treibt den Schweiß aus den Poren. Beim ersten Mal wird er wohl um einen Muskelkater in den Oberschenkeln nicht herumkommen.

Am nächsten Gerät gibt es wieder etwas für Arm- und Schultermuskeln. Armbeugen und -strecken am Barren (Bild 6) – das muß einen kräftigen Bizeps geben.

Keine Angst, die beiden Jungen auf Bild 7 kugeln sich nicht die Arme aus. Aber ordentliche Rücken- und Oberarmmuskeln brauchen sie schon, um im Strecksturzhang am Reck die Beine zu heben und zu senken.

Die anschließenden Sprungübungen mit dem „Frosch" (Federsprungbrett) sind eine kleine angenehme Unterbrechung der anstrengenden Kraftarbeit. Dabei werden aber noch Sprungkraft und Gewandtheit geschult.

Zum Schluß folgt noch einmal eine Übung zur Kräftigung der Bauchmuskulatur. Der Soldat sitzt auf dem Kasten, die Beine sind fixiert. Mit zusätzlicher Belastung durch ein Gewicht wird der Oberkörper so weit wie möglich nach hinten gesenkt und wieder gehoben (Bild 8). Doch noch hat es der nun schon schwitzende, leicht erschöpfte Genosse nicht geschafft. 100 Sekunden bleiben ihm zur aktiven Erholung (leichte Lockerungsübungen).

Dann beginnt das Ringelspiel von vorn.

Dreimal in einer Ausbildungs-

stunde wird so der Kreis durchlaufen. Sicherlich wird aber niemand annehmen, daß am Ende dieser Stunde aus unserem Soldaten nun bereits ein perfekter Schwerathlet geworden ist. Erst die Beständigkeit, die regelmäßige Wiederholung wird sich mit einem Kraftzuwachs auszahlen. Hören wir, was ein Soldat und der Ausbilder dazu zu sagen haben.

Gefreiter Wolfgang Reichelt: „Ich finde diese Art des Trainings zwar anstrengend, aber abwechslungsreich und interessant. Am Anfang habe ich die Hantel ja kaum hochbekommen, aber jetzt habe ich doch schon ein bißchen was ‚drin'."

Hauptmann Rolf Krauspe, Kompaniechef: „Das Kreistraining ist eine gute Methode. Allerdings sind zwei Voraussetzungen nötig, damit auch wirklich etwas dabei herauskommt. Erstens Regelmäßigkeit und zweitens eine straffe Organisation durch den Ausbilder. Er muß die Stunde gut vorbereiten, selbst etwas vormachen können und auf exakte Ausführung der Übungen achten. Dann gibt es keinen Leerlauf, niemand steht untätig herum, und am Ende wird es Nutzen für den einzelnen Soldaten und für die ganze Einheit bringen. Darauf kommt es doch wohl an."

Danke für das Schlußwort, Genosse Hauptmann! *Wi.*



 3., 4. und 5. Preis im Wettbewerb „Freunde an unserer Seite" 

Es muß gepflügt werden

Jetzt endlich weiß ich, was der sowjetische Soldat damals meinte, als er mich beschimpfte. Endlich. Ich verstand damals zwar kein Wort seiner Rede, aber böse auf mich schien er doch zu sein. Er kam in einem Kastenwagen angefahren, vor dem zwei struppige Pferde zappelten. Ich pflügte damals unseren Acker, der sich ein Stück an der Kreisstraße entlangstreckte.

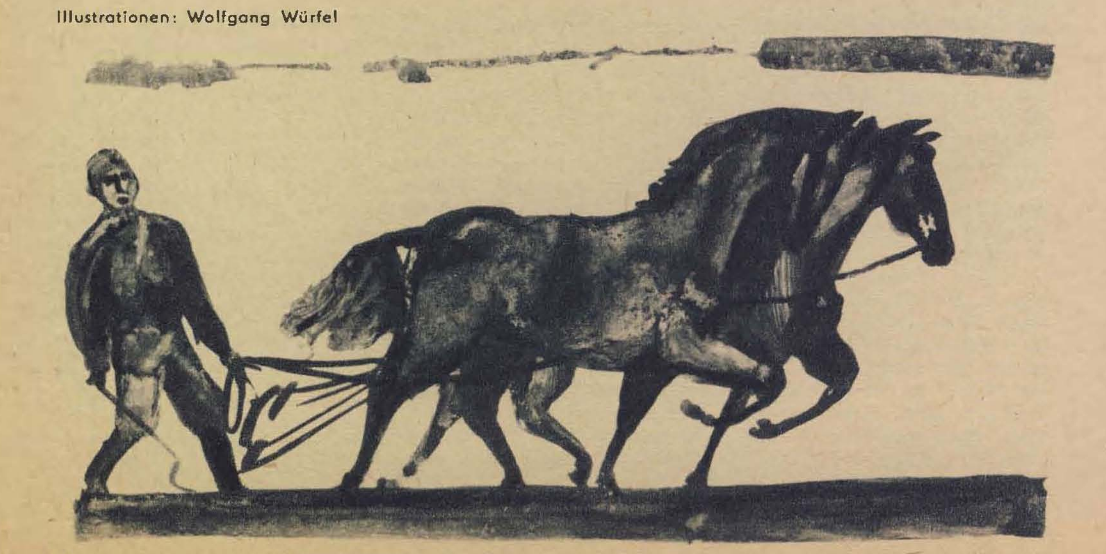
Und den Pflug zog Laura. Laura war die einzige Kuh, die uns der Krieg übriggelassen hatte. Nie zuvor brauchte sie einen Pflug ziehen. Dafür hatten wir Bräunle besessen. Bräunle, unser Pferd, das wie eine frisch aus der Schale gesprungene Kastanie schimmerte, war tot. Auch Dora und Klara, unsere zwei anderen Kühe. Sie wurden von Granaten erschlagen, als der Krieg unser Dorf überzog.

Nun war die Rote Armee in Berlin, und auch in den Kasernen unserer Kreisstadt lagen Sowjetsoldaten, und der Krieg war aus. Es war Mai und der Acker noch nicht bestellt. Vater war gefallen, und Mutter sagte: „Es muß gepflügt werden."

Ich war damals zwölf, aber der Älteste. Also mußte ich pflügen. Ich spannte Laura vor den Pflug und redete ihr gut zu. Manchmal wurde ich auch laut, wenn sie sich gar zu störrisch benahm. Und grad als ich mich wieder einmal kräftig mit ihr unterhielt, schimpfte jemand auf der Straße.

Ich blickte böse hoch, und mein Gesicht sah gewiß nicht nach Sonnenschein aus, denn ich hatte mit Laura wahrlich genug auszustehen. Sollte ich mir in meiner verzweifelten Lage auch noch anderer Leute Geschimpfe anhören? Warum wollte sie nicht ziehen? Natürlich war sie es nicht gewohnt. Aber war ich es gewohnter? War ich denn jemals zuvor hinter einem Pflug gegangen? Also, ich blickte hin zur Straße und zuckte zusammen. Dort stand ein Gespann, wie ich sie schon häufig gesehen hatte. Auf dem Kutschbock saß ein Soldat der Roten Armee und schimpfte. Ich blickte um mich, um zu erfahren, wem seine aufgeregten Worte zugedacht waren. Ich war außer ihm der einzige Mensch weit und breit. Das fehlt auch noch, dachte ich und versuchte, aus meinem bösen Gesicht ein freundliches zu machen. Es muß ausgesehen haben wie eine Zuckerschnecke, die mit Salz bestreut wird. Was will der von mir? dachte ich weiter. Wann soll ich mit dem Acker fertig werden, wenn er mich auch noch aufhält? Da ich seine Sprache nicht verstand, er offensichtlich auch nicht meine, zuckte ich die Achseln und hielt ihm meine offenen Hände fragend

Illustrationen: Wolfgang Würfel



entgegen. Er aber beruhigte sich nicht, sondern zeigte mit einer Hand auf den Acker und mit der anderen auf Laura und redete weiter, wobei sich einige Sätze zu wiederholen schienen.
Ich möchte bloß wissen, was er will, dachte ich. Er sollte weniger Palaver machen und statt dessen seine Gäule vor den Pflug spannen, damit ich den Acker bald umgekippt habe.
Im nächsten Augenblick klappte mir vor Erstaunen der Mund auf, und ich bekam ihn vorerst nicht mehr zu, denn der Soldat spannte tatsächlich die Pferde aus und lenkte sie auf den Acker, mir entgegen. Ich war wie gelähmt, daß ich nur zusehen konnte, wie er Laura vom Pflug band, ihr einen Klaps auf die Hinterbacke gab und seine zottligen Pferde vor den Pflug spannte. Laura begriff die Sache schneller. Sie machte sich ohne Umstände zur angrenzenden Wiese und versuchte dort das Gras. Die Pferde zogen an, der Pflug schnitt die Furche.
Ich faßte es erst, als der Soldat den Acker hochgepflügt war und mir wieder entgegen kam. Verlegen betrachtete ich ihn aus den Augenwinkeln. Er sah anders aus. Er hatte die Mütze etwas in den Nacken geschoben, pfiff sich ein Liedchen und stampfte mit dem griffigen Tritt eines erfahrenen Pflügers über den Acker. Mich beachtete er gar nicht mehr. Er zog Furche um Furche, und er sah trotz der fremden Uniform nicht anders aus als die Leute aus unserm Dorf.
Dann war er am Rain. Der Soldat blickte liebevoll über den gepflügten Acker und atmete tief ein. Nun endlich fiel ihm wohl ein, daß er andere dringende Verrichtungen zu erledigen hatte, denn überhastet wechselte er die Pferde vom Pflug zum Wagen. Und ehe er davonpreschte, rief er mir noch einmal die Worte zu, mit denen er mich mehrmals bedacht hatte, die ich jedoch auch diesmal nicht begriff, wenngleich sie freundlicher klangen.
Ich habe den Soldaten nie wieder gesehen. Aber was er gemeint hat, habe ich zwanzig Jahre später erfahren. Es war auf den unendlichen Äckern der Ukraine. Ich besuchte dort mit einer Delegation unserer Produktionsgenossenschaft ein Artel. Es war zur Zeit der Frühjahrsaussaat. Nach unserer Ansicht etwas verfrüht, aber darauf sollte man sich nicht versteifen, denn jeder Acker hat seine eigene Krume. Und während wir den Ausführungen des Dolmetschers lauschten, zuckte ich plötzlich zusammen. Der Dolmetscher schien mir darüber ein wenig verärgert zu sein, denn er sah mich mißbilligend an.
„Was bedeutet das?" fragte ich heiser. „Bitte, können Sie mir das übersetzen . . ."
„Ich versteh nicht. Was wünschen Sie übersetzt?"
„Dort, dort . . ." Ich zeigte zu einer Gruppe von Traktoren hin, die zum Pflügen bereit vor einem weiten Feld standen. Und einer der Traktoristen hatte die gleichen oder ähnliche Worte ausgerufen, mit denen mich damals der Soldat in meinem Heimatdorf bedachte. „Was hat er gerufen?"
„Ach, dies meinen Sie. In manchen Gegenden ist es Sitte, das Anpflügen mit dieser Aufmunterung zu beginnen. Sie lautet etwa: ‚Auf von der Bärenhaut. Es muß gepflügt werden.' Aber es ist nicht von Bedeutung", setzte er gleichgültig hinzu.
Und ob es von Bedeutung ist, dachte ich.

Klaus Hallacz

Der Zettel im Geschoß

Der Herbst zog sich hin. Es waren sommerlich warme Tage. Am Himmel über unseren Kampfstellungen schwebte aufdringlich niedrig eine faschistische Maschine. In der Luft hing der bitterliche Geruch von getrocknetem Wermut. Vereinzelte hohle Bumser irgendwo in der Ferne, von explodierenden Granaten herrührend, und in gleichmäßigen Abständen mal zunehmendes, mal nachlassendes Maschinengewehrfeuer. Wenn man die häufigen Einsätze der Aufklärer und die unerwartet einsetzenden Artillerie-Duelle einmal außer acht läßt, war an diesem Frontabschnitt, nordwestlich von Stalingrad, schon seit 11 Tagen nichts Wesentliches passiert. Aber das unerforschliche Soldatenempfinden suggerierte einem, sich auf große Ereignisse vorzubereiten . . .
Aus der Divisionsetappe zurückkehrend, kamen drei Mann des Wegs. Der Hauptfeldwebel der Kompanie der Maschinenpistolenschützen, Iwan Mamontow, der nicht mehr junge Soldat Wasilij Semjonowitsch Sinjawin und der Unteroffizier Dima Berdjanskij. Beim Morgengrauen hatten sie zwei in der Nacht gefaßte Gefangene abgeführt, und jetzt kehrten sie nach vorn zu ihrer Einheit zurück. Der Weg war mit einer dicken heißen Staubschicht bedeckt. Die Soldaten gingen auf dem Pfad seitlich des Weges, ohne besondere Eile, unterhielten sich und rauchten Zigaretten, die sie sich mit Mühe beschafft hatten. Jetzt lauschten sie aufmerksam den Worten Sinjawins. Dieser, ein Sibirier und Jäger, liebte seine Taiga und den mächtigen Jenissei und erzählte fesselnd davon. Hinter dem auftauchenden Hügel war es nur noch ein Katzensprung bis zum Regimentsstab, und da waren auch die Schützengräben . . .
Plötzlich fiel vor ihnen auf dem Wege etwas mit lautem Geräusch herunter. Nach den Geräuschen und der Staubwolke, die die Soldaten umgab, konnte man erkennen, daß sich da irgend etwas schnell drehte. Die Genossen waren vor Überraschung erstarrt. Die Drehung verlangsamte sich, und dann konnte man

deutlich den sich drehenden, glänzenden länglichen Gegenstand erkennen ...
„Ein Geschoß!“ – schrie Sinjawin, und alle warfen sich auf die Erde, wo sie gerade standen, preßten den Kopf dicht an den Erdboden und hielten den Atem an. So warteten sie zwei Minuten auf die schreckliche Explosion. Aber es geschah nichts. Die Soldaten hoben, einer nach dem anderen, die Köpfe; der Schreck war vergangen. Sie sahen sich einander an und brachen, wie verabredet, in ein lautes Gelächter aus, bis ihnen die Tränen kamen. Und es war auch was zum Lachen, denn ihre schweißbedeckten Gesichter, die reichlich mit Staub verschmiert waren, daß man sie gar nicht mehr erkennen konnte, hätten jeden erheitert. Mamontow sprang als erster auf und ging an die daliegende Granate heran, die von der Feldartillerie des Gegners stammte. Sie war jetzt nicht mehr gefährlich. Der Hauptfeldwebel hatte früher bei der Flotte als Minenräumer gedient und kannte das Pionierhandwerk gut. Nachdem er das Kommando „Deckung!“ gegeben hatte, begann er, das Geschoß zu entschärfen. „He, Jungs, kommt mal schnell her“, rief er plötzlich. Die Genossen kamen heran. In den Händen hielt der Hauptfeldwebel einen auseinandergefalteten Zettel, den er aus dem Geschoß, das gar keine Sprengladung besaß, herausgezogen hatte. Auf dem Papier stand, in nicht ganz richtigem Russisch: „Sowjetische Brüder, wir wollen keinen Krieg.“ Die Genossen sahen einander an. „Ja“ – sagte Mamontow. „Ja“ – wiederholte Wadim. „Klar, stellt euch mal vor, Jungs, was jetzt mit uns wäre...“ endete der Sibirier. Nachdem sie sich gesäubert und ihre Kleidung in Ordnung gebracht hatten, setzten die Soldaten ihren Weg fort.
Als Mamontow in den Stabs-Unterstand kam, um Bericht zu erstatten, und das Papier hervorholte, erblickte er in der Hand des stellvertretenden Regimentskommandeurs, Major Petrow, einen gleichen Zettel, und auf der Erde lagen noch mehrere solcher Geschosse. „Ah, da ist ja noch eins“, sagte er, heiter blinzelnd. „Sehen Sie, Genossen, die Kommunistische Partei Deutschlands hat selbst unter diesen schweren Bedingungen der Illegalität die Waffen nicht gestreckt und arbeitet weiter!“

●

Kürzlich las ich in einer unserer zentralen Zeitungen von einem Treffen von Veteranen des Großen Vaterländischen Krieges mit Kommunisten, Veteranen der illegalen Arbeit aus der Deutschen Demokratischen Republik. Sie erzählten von der Arbeit der Kommunisten während des zweiten Weltkrieges. Wie in einigen Munitionsfabriken Sabotage getrieben und die Arbeit so gemacht wurde, daß viele Granaten solche „Ladungen“ erhielten, wie sie der Hauptfeldwebel aus der Granate dort auf dem Wege herausgeholt hatte. Und das hat mein Erlebnis in der Kriegszeit wiederbelebt, und deshalb habe ich darüber geschrieben ...

Anatolij Braginez, Tuapse, UdSSR

Minen!

Die aufgehende Sonne saugt die nassen Nebelschwaden durstig auf, und frisch im Tau gebadet lacht sie mir zu, als sei es das Natürlichste auf der Welt, mitten im Krieg ein fröhliches Gesicht zu machen. Ich schneide ihr eine vom Licht geblendete Fratze, und sie wärmt mich ebenso unbekümmert wie die nicht weit von mir in ihren Gräben hockenden Russen.
Ich luge mal kurz zu ihnen hinüber.
Nichts – nur die Ahnung, daß sie da sind. In der letzten Zeit hat sich bei denen da drüben so einiges getan. Nächtelang hörte man sie mit ihren schweren Traktoren durch das Gelände tuckern. Irgend etwas braut sich da zusammen. Diese Ruhe wirkt unheimlich.
Sechs Uhr. Ich blinzele in die Sonne, muß niesen und sehe Sterne. Oder? –
Es gibt kein ‚oder‘ mehr.
Ich haue mich in den Dreck des Grabens und kralle mich an die alte Mutter Erde fest, als sei sie meine Amme.
Niesen und Sterne, denk' ich noch. Dann krepieren die überschweren Granaten wie prall gefüllte Koffer. Ein ekelhafter Gestank von Schwefel setzt sich in die Nase und auf die Schleimhäute, und die eben noch so freundlich scheinende Sonne zieht sich einen schwarzen Trauerflor aus Pulverqualm vor das Gesicht. Stunden schon pflügen sie mit glühendem Stahl die Erde um. Dann wird plötzlich das Feuer nach hinten verlegt. Zum Stab.
Soll'n die nur sehen, wie das ist, denke ich mir schadenfroh und rappele mich mit meiner Maschinenpistole aus dem fast gänzlich verschütteten Graben auf.
Jetzt müssen sie kommen mit ihrem „Uräää“. – Ob überhaupt noch einer von uns lebt?
Ein 42er Maschinengewehr rattert nicht weit von mir los, vereinzelte Karabinerschüsse und das trockene Husten von Maschinenpistolen. – Wir sind noch da. – Alle?
Dafür ist das zuwenig. Aber für die Russen zuviel.
Das Feuer kommt wieder näher.
Der Einschlag der Katjuscha-Geschosse schleudert mich hoch und läßt mich wie ein Trommelwirbel pausenlos wieder auf die Erde knallen. Ich fluche zum Gotterbarmen und könnte gleichzeitig zu Kreuze kriechen.
„Dawai – aufstehen, Krieg kaputt!“ Das ist der erste menschliche Laut, der an meine halbtauben Ohren klingt.
Erstaunt und sehr erschrocken drehe ich mich noch liegend um und sehe in die Läufe von Maschinenpistolen, bevor ich überhaupt Menschen wahrnehme.
Über die Läufe, den derben Händen, den Armen, sehe ich sie – Russen! Habe ich eigentlich Angst? –

Ich spüre gar nichts. Mein Körper reagiert wie ein Automat.
Aufstehen, Hände hoch – Schande? –
Es ist mir scheißegal.
So nach und nach werden wir insgesamt acht. Also vorwärts, Kameraden, wir müssen zurück. Ach Quatsch, wir gehen ja vorwärts, nach Osten.
Stacheldraht, Sperren, spanische Reiter oder das, was davon übrig geblieben ist. Wir stolpern darauf zu. Noch fünfzig Meter, noch zwanzig, und jetzt sind wir da. Also 'rüber und weiter.
„Halt! – Nicht weiter!"
War ich es, der da schrie? –
Wir halten an, die Maschinenpistolen richten sich auf mich. Hinter dem Draht beginnt unser Minenfeld. Gefährlich und geheimnisvoll liegt es vor uns.
„Was ist?" fragt einer der Russen und drückt mir den Lauf seiner MPi in den Bauch. Ich starre ihn nur an, unfähig, was zu sagen.
„Nu – was ist?" wiederholt er, und der Druck wird stärker. Sein Zeigefinger liegt am Abzug. Er braucht ihn nur noch weiter krumm zu machen, denke ich. Das bringt mich wieder zur Besinnung.
„Minen!" rufe ich verzweifelt, „deutsche Minen!" Mit beiden Händen versuche ich nach vorn zu zeigen.
„Minen? Ah, verstehe, Minen." Das Gesicht meines Gegenübers hellt sich auf, der Druck auf meinem Bauch läßt nach.
„Idiot", zischt mir ein Feldwebel durch die Zähne zu.
Ich sehe ihn verständnislos an.
„Mensch, begreifst du nicht" – er klopft sich vor die Stirn – „jetzt treiben sie uns als erste durch den Acker. „Äh" – er winkt ab – „zum Denken zu dämlich, wie immer, ihr verdammten Muschkoten."
Er stellt sich hinter mich. „Aber du gehst voran, mein Lieber", grinst er höhnisch.
Ich würde ihm am liebsten eins in die Fresse hauen.
Kommandorufe werden gegeben, wir werden neu aufgestellt.
Ich bleibe vorn, dann kommen die anderen sieben, hinter mir der Feldwebel, dann die Russen. Zwei von ihnen stehen noch etwas abseits.
„Dawai – marsch!" Wir trotten weiter.
Ich denke mir, wenn ich jetzt in die Luft fliege, ist der nächste der Feldwebel. Der Gedanke beruhigt mich ein wenig.
Aber du meine Güte, was sind meine Gedanken jetzt schon wert? Ich blicke für Sekunden vom Boden nach vorn, so, als wolle ich der Gefahr ins Auge sehen.
„Nun, du gucken!" ruft es mir da von vorn entgegen. Es sind die beiden Russen, die etwas abseits gestanden hatten. Sie haben sich an die Spitze gesetzt, und mit ihren Händen zeigen sie mal nach hier, dann wieder nach dort. Ihre Augen suchen die feinen Fühler der Topfminen, und sie tasten sich vorwärts, und wir folgen ihnen schweigend.
Ich begreife nicht. Sie können doch nicht unsertwegen . . .?
Doch – sie können.
Wie lange laufen wir schon, der eine die Füße in die Fußtapfen des anderen setzend? Wir haben die beiden eingeholt. Sie drehen sich Machorkazigaretten, dick wie ein Besen. Unsere Glimmstengel betrachten sie wie einen Nuckel bei einem Baby.
Wir sind durch, alle – auch der Feldwebel. Er sagt nichts.
Auch ich schweige und rauche und versuche Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Sie hätten uns erschießen können, haben es aber nicht getan; sie hätten uns als erste durch das Minenfeld jagen müssen, haben auch das nicht getan. Was sind das für Menschen – diese Kommunisten? –
Wir marschieren weiter.
Der Glanz der untergehenden Sonne malt unsere Schatten auf den Weg. Sie werden länger und länger, tanzen vor uns her und weisen nach Osten.

Hans Schmidt, Oberleutnant der VP





Vorwärts!


Renate

Irgendwo gab es einen Major, der mächtig zackig war. Auch seine Stimme hatte es in sich.
Manchmal saß in seinem Zimmer ein Hund zu seinen Füßen und schlief.
Einmal bellte der durchaus nicht rassereine Köter im Schlaf.
Sofort flog die Tür auf. Eine Ordonnanz erschien und fragte: „Herr Major befehlen?"





Illustration: Hille Blumfeldt

Anekdoten

Leutnant von Schnorr-Donnerkeil erhielt den Befehl, im Offizierskasino die Damenrede zu halten.
Er entledigte sich dieser Aufgabe wie folgt:
„Meine Damen und Herren! Der Sitz der höchsten Gefühle ist das Herz. In meinem Herzen befinden sich zwei Kammern. Über der einen steht: ‚Für König und Vaterland', über der anderen ‚Für Damen'!"



Ein schwedischer Kreuzer schwamm im Mittelmeer. Der Kapitän sah es nicht gern, wenn die Matrosen bei Landaufenthalt nichts anderes als Bars und Tanzlokale besuchten. Also ließ er sie bei der Landung in Neapel antreten und eröffnete ihnen: „Ich habe von einer großen Show im San-Carlo-Theater gehört. Es geht da um ein japanisches Mädchen, das mit einem Seemann zusammenlebt. Und wie es so geht – ein uneheliches Kind meldet sich an. Daraufhin – aber seht euch den Rest lieber selbst an . . ."
Nicht ohne Stolz entdeckte der Kapitän alle seine Urlauber im Teatro San Carlo bei – Madame Butterfly.



Major Bridge hatte seinen ersten Artikel für eine Lokalzeitung geschrieben. Bei der nächsten Offiziersbesprechung lobte der Colonel den Bericht: „Der Artikel war großartig geschrieben. Er traf die Sache haargenau. Eine Reihe Zeitungen haben ihn nachgedruckt. Nur eines habe ich auszusetzen . . ." Hier machte der Colonel eine Pause und lief rot an. „Die Information war streng geheim!"



Mit Unteroffizier Bonelli war morgens nicht gut Kirschenessen. Eines Morgens rasierte er sich im Duschraum und schimpfte wegen einer schlechten Klinge. „Andere können sie vier- oder fünfmal benutzen, aber ich . . ." Da kam aus der Dampfwolke die Antwort: „Vielleicht haben die anderen morgens nicht so lange Gesichter . . .?"



Es war auf einem französischen Militärflugplatz. Der Pilot einer Transportmaschine erteilte gerade Unterricht über das Verhalten im Notfall. In diesem Augenblick erschien der Flugzeugkommandant an Bord.
„Pilot Carnier hat Ihnen sicher auch gesagt, daß im Notfall der Kommandant die Maschine als letzter verläßt", schaltete er sich ein. „Nun möchte ich ergänzen: Sollte ein solcher Fall eintreten, und Sie sehen, daß ich vor Ihnen aussteige, sind Sie im gleichen Moment Kommandant geworden!"



Der junge Marineleutnant Rivelli konnte sich bewähren. Er erhielt die Gelegenheit, den Zerstörer rasch und sicher aus dem Hafen zu bringen. Er löste seine Aufgabe wunderbar.
Kaum war das Schiff im freien Wasser, erhielt er einen Funkspruch: „Meine Anerkennung. Nur haben Sie eine ungeschriebene Regel übersehen — sich vor dem Auslaufen zu vergewissern, ob der Kapitän an Bord ist. Lombardi, Kapitän."



Für Rekrut Berthier war es der allererste Flug. Er durfte sich auf den Sitz des Co-Piloten klemmen und beide Augen weit offenhalten. Aber dann hatte er das unbestimmte Gefühl, etwas fragen zu müssen.
Aus der Fülle der Instrumente suchte er eines heraus und fragte lerneifrig: „Darf ich fragen, was das ist?"
Der Feldwebel am Steuer seufzte hörbar und murmelte dann: „Eine Uhr!"



Auf einem Schiff der englischen Marine hatte die Besatzung mehr als üblich gewechselt. Ein junger Leutnant erschrak daher nicht wenig, als ihn ein Admiral, der zur Besichtigung erschienen war, fragte: „Ich nehme an, daß Sie die Namen der Männer, die unter Ihrem Kommando stehen, kennen?"
„Selbstverständlich, Sir!" kam die forsche Antwort.
„Hm", ließ der Admiral nicht locker, „und wie heißt dieser Mann dort?"
„Harald Smith, Sir!"
Der Admiral wandte sich sofort an den Matrosen und fragte ihn nach seinem Namen.
„Harald Smith!" rief der getreue Matrose, der William Smart hieß.



Das geschah in London. Da sagte der Offizier am Schluß seiner Aktion: „— und ein weiterer Vorteil bietet sich dem Berufssoldaten: Er muß nicht ständig Angst haben, als Reservist eingezogen zu werden!"



Da schrieb doch neulich ein Rekrut seinem Vater: „Erinnerst Du Dich noch, wie ungern ich immer zum Zahnarzt ging? Das hat sich geändert. Jetzt gehe ich mit Vergnügen. Es ist die einzige Zeit, in der ich zum Sitzen komme!"





Major Alexander Lopin in seinem Element: „Nu schto, Genossen, gefällt das neue Lied?"

Singen soll die Heimat, singen...

„. . . und ein jehedes, Schweeeriii-ner Mähädel lacht sich einen Soldaten an". – Tja, so hatten wir hier Anfang der 50er Jahre das schon damals verpönte „Elbelied" geschmettert. Natürlich auch die „Thälmann-Kolonne", und am liebsten sind wir wohl mit dem Rotgardistenlied „durchs Gebirge, durch die Steppe" gezogen. Das klang nicht immer schön, aber es wurde viel gesungen – und so manches Mal um die Wette mit den gleich nebenan stationierten Freunden von der Sowjetarmee.
Doch so oft ich später an dem mir so vertrauten Objekt vorüberfuhr, begegnete ich immer nur „schweigenden Truppen", die den Marschrhythmus mit harten Stiefelsohlen auf die Betonpiste knallten. So schien es mir jedenfalls. Drum nahm ich mir neulich ein Herz, als ich ein bekanntes Gesicht vor dem Kasernentor sah: „Sag doch mal, Genosse Hamman: Wie ist's mit dem Singen, oder ist der Stimmbruch inzwischen zur Soldatenkrankheit geworden?" Der Major ließ mich seelenruhig aussprechen, lächelte irgendwie hintergründig und fragte zurück: „Hast du heute Abend Zeit?" – Ich hatte. „Aber Bierlachs ist nicht drin, ich bin nämlich Selbstfahrer", gab ich vorsichtshalber zu bedenken. Daraufhin schenkte er mir reinen Wein ein über die Gesangsrekonvaleszenten *unseres* Regiments.
Abends fuhr ich wie verabredet in das vor den Toren Schwerins gelegene Dörfchen Pampow und hörte zum ersten Mal den Offizierschor der beiden freundschaftlich verbundenen Truppenteile Melnikow und Gehmert.
„Ich hörte" – wie sich das anhört. Denn ebenso wie die den Saal der Dorfgaststätte zum Bersten füllenden Genossenschaftsbauern wurde ich schon nach dem ersten „Ansingen" mitgerissen vom Gesang dieser 20 Männer in den Uniformen der Sowjetarmee und Volksarmee.

„. . . singen soll die Heimat, singen,
unsere Friedensfahnen wehn.
Spiel und Schlaf unsrer Kinder
soll uns keine Bombe zerstören . . .“

So klang es von der Bühne. Schwung in der Melodie – Schwung im Rhythmus. Das Lied strömte zum Herzen, weil es trotz seines ernsten Anliegens helle, frohe Gedanken auslöste. Als die Sänger beim Schlußrefrain „. . . wir rufen Freundschaft“ Hand in Hand ihre Kampfgemeinschaft symbolisierten, feierten alle im Saal diese Geste mit nicht enden wollendem Beifall.

Minuten später wurden die Pampower aufgefordert, in den Kehrreim des Volksliedes „Es zogen auf sonnigen Wegen“ einzustimmen. Im Chorus brauste das „Tirallallalla“ durch den Saal. Mit einem Wort: Eine Bombenstimmung. Und die riß nach dem Programm nicht etwa ab, denn die Tanzbesetzung des Standortmusikkorps spielte auf.

In der Zwischenzeit hatte ich dem Chorleiter Major Lopin und seinem deutschen Organisationsassistenten, Dolmetscher vom Dienst und stimmgewaltigen Bariton Major Arno Hamman Löcher in den Bauch gefragt. Klare Sache, daß mich die Entstehungsgeschichte dieses Freundschaftschores interessierte.

Da staunten die Laien

Über Langeweile hatte Major Lopin, Chef der Militärkapelle des Garderegiments „Brandenburg“, nicht zu klagen. Die funktionellen Pflichten garantierten einen ausgefüllten Tag. Trotzdem leitete er – „so nebenbei“ – den 300köpfigen Regimentschor, einen Chor von 60 Offiziersfrauen und einen Offizierschor, dessen nicht immer leicht zu organisierende Proben der Regimentskommandeur dadurch unterstützte, indem er selbst mitsang.

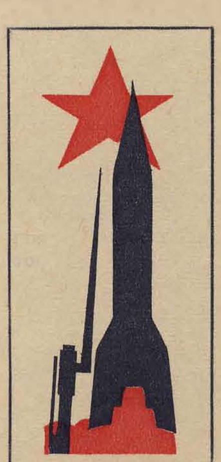
Kein Wunder, daß die Gäste vom Nachbartruppenteil der NVA staunten, als sie bei der vorjährigen Festveranstaltung zum Tag der Sowjetarmee dieses musikalische Aufgebot erlebten. „So etwas fehlt uns“, lautete das einhellige Urteil. Die Wenn und Aber jedoch erwiesen sich zunächst als stärker, und wer dann der eigentliche spiritus rector eines sowjetisch-deutschen Offizierschores wurde, ist heute nicht mehr feststellbar.

Verbürgt ist dagegen, daß im März 1967 Oberleutnant Krüger als einziger zu der im Lenin-Zimmer der Freunde angesetzten Probe erschien. Lächelnd erzählt Major Lopin diese Episode und fügt hinzu, daß er seine eigenen Erfahrungen mit den bei der Truppe nicht einzuplanenden Sofortaufgaben habe. Dafür klappte es schon am nächsten Tag besser. Diesmal waren es acht durch Übungen längst bekannte Offiziere, die nicht nur zum erstenmal gemeinsam das alte Arbeiterlied „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“ und das Rotgardistenlied anstimmten, sondern sich auch fest vornahmen, neue Interessenten zu gewinnen. In der folgenden Woche probte Major Lopin im NVA-Klubhaus schon mit 20 Sängern. Ein zunächst improvisiertes Programm mit im Wechsel deutsch und russisch gesungenen Texten entstand, und zwei Monate darauf beteiligte sich das Lopin-Kollektiv am Kulturausscheid des Garderegiments. Eine Jury verkündete sachlich, was stürmischer Beifall bereits vermuten ließ: „In der Kategorie Chorgesang errang das ‚Vokal-Ensemble Drushba‘ den ersten Platz.“

14 Tage später hatte sich der Chor der Freundschaft im Leistungsvergleich der sowjetischen Gardedivision zu behaupten. Sein auch hier errungener erster Platz bewog Major Lopin zu einem dritten Versuch.

Bewährungsprobe im Husarenstreich

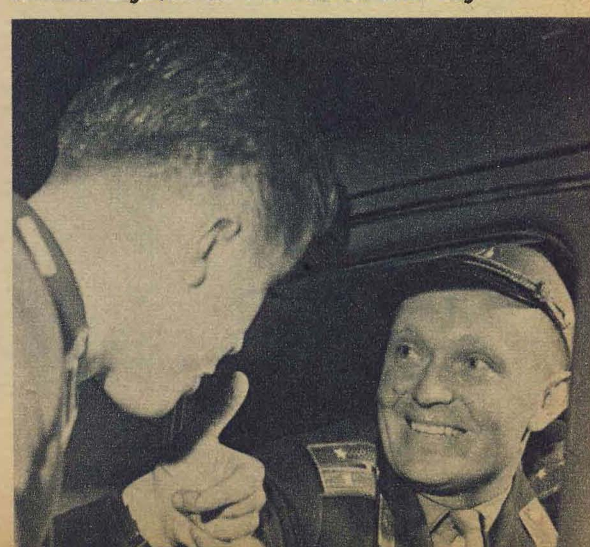
Der Schalk sitzt dem gebürtigen Ukrainer Lopin in den Augen, als er die ihm zunächst als Husarenstreich angekreidete Teilnehmermeldung zum Gruppenausscheid der Gardepanzer-



Notizen über die Gründer, die Lorbeeren und die Wirkung eines Freundschaftschores

Von Unterleutnant d. R. Diedrich Krahmer

Do swidanija bis morgen, zum Fußballspiel der beiden Pionierkompanien. Unterleutnant Schmidt: „Ich tippe 5 : 0“. Hauptmann Saitzew: „Hast du das letzte Volleyballmatch vergessen? Ein 3 : 3 wäre der beste Sieg.“





armee gesteht. Doch dort traf ein, was keiner für möglich gehalten hatte: Der Chor wurde *die* Entdeckung.
Zum folgenden Zentralen Kulturwettstreit der in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte, der im Rahmen eines Allunions-Volkskunstwettbewerbs der UdSSR stattfand, fuhr dann schon ein in Dutzenden zusätzlicher Freizeitproben gefestigtes Sängerkollektiv, von dem inzwischen auch die Soldaten beider Truppenteile voller Hochachtung sprachen, ein Chor, dem auch Fachleute nicht abnehmen wollten, daß die meisten seiner Mitglieder vor wenigen Monaten noch nicht einmal daran glaubten, überhaupt Stimme zu haben.
Inzwischen bestätigt ihnen das eine repräsentative Urkunde rot auf weiß: „Preisträger des Allunions-Volkskunstwettbewerbs zum 50. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution."
Längst haben sich unter den Chormitgliedern feste Freundschaften entwickelt. Die nicht immer einfache und zuweilen gestenreiche Verständigung tut dem keinen Abbruch. Bei Fahrten sitzt man pärchenweise zusammen. Nicht etwa, weil ein „Protokollchef" die Sitzordnung arrangierte, sondern weil sich die Pioniere Hauptmann Saitzew und Unterleutnant Schmidt, die Parteisekretäre Schikin und Krüger oder Kompaniechef Nikitin und Major Schäfer, der Leiter für Treib- und Schmierstoffe, viel zu erzählen haben. Genosse Oberst Rosenberg, Leiter der Parteikontrollkommission des Verbandes, tat ein übriges zur Festigung dieser Freundschaftsbande, als er berichtete, wie er 1945 im KZ Sachsenhausen von den Soldaten ebendieses sowjetischen Garderegiments aus den Klauen der SS befreit wurde.

Eine Gretchenfrage

Die erste Stunde des neuen Tages ist angebrochen, und mir scheint, daß die Räume der Pampower Dorfgaststätte eher noch voller denn leerer geworden sind. Gefüllt sind auch die Seiten meines Notizbuches. Trotzdem kann ich es mir nicht verkneifen, die Geduld meiner Gesprächspartner noch für ein paar Minuten auf die Probe zu stellen, um eine – wie ich glaube – heikle Frage loszuwerden.
„Ausgezeichnet, dieser Chor", sage ich. „Wie aber haltet Ihr's mit dem Marschgesang?"
„Das wäre ja ein Ding – singende Offiziere und ein miserabler Marschgesang in den Einheiten!" entgegnet Unterleutnant Schmidt prompt. „Dreimal hintereinander schnitt unser Pionierzug mit seinem Marschgesang beim Regimentsappell am besten ab." Erklärend fügt er hinzu, daß alle Kompanien um den besten Marschgesang wetteifern, seitdem obligatorisch das Lied des Monats gelernt und beim Regimentsappell abgenommen wird. Und nicht nur „olle Kamellen" werden dabei aufgefrischt, sondern endlich könne man jetzt auch neue Soldatenlieder im Objekt hören.
„Einen Titel bitte?" – „Soldaten sind jung."
Über Major Hammans Gesicht huscht jenes hintergründige Lächeln, mit dem er mich tags zuvor zu diesem unerwartet schönen Abend eingeladen hatte.
„Laß dich noch mal blicken, Reporter, dein Protokoll hat noch Lücken."

●

Tage darauf hörte ich, wie Major Schäfer die Popularität des Chores bei den Soldaten auf sehr gegenständliche Art erfuhr.
In der Transportkompanie hatten sich Interessenten für eine Singegruppe gefunden, aber keiner fühlte sich zum Dirigenten berufen. Kurzerhand wandten sie sich an den Offizier für Treib- und Schmierstoffe: „Genosse Major, könnten Sie nicht die Patenschaft über unsere Gruppe übernehmen? Sie singen doch im Freundschaftschor und sind sozusagen Spezialist." Genosse Schäfer fühlte sich mitnichten als Spezialist. Aber da er den guten Willen und das Vertrauen der Soldaten herausspürte und selbst Spaß am Singen gefunden hatte, sagte er zu. Doppelt aufmerksam schaut er seither dem Dirigenten Major Lopin auf die Finger. Nicht ohne Erfolg, wie es scheint, denn die Singegruppe der Transportkompanie schnitt beim Kulturwettstreit des Regiments am besten ab. Gewonnene Erfahrung: Das Eislersche Einheitsfront-Lied läßt sich nicht nur gut singen, man kann danach auch ausgezeichnet marschieren.
Ich darf das guten Gewissens behaupten, da ich gemeinsam mit Garde-Oberleutnant Nikitin bei einer Probe Mäuschen spielen durfte.
Danach klönten wir noch ein bißchen über Musik – der Kommandeur einer Gardekompanie, Nikitin, der Treib- und Schmierstoffspezialist Major Schäfer und ich.
Gegenstand des variationsreichen Themas war der Nutzen des Singens, seine Rolle bei der Erziehung junger Menschen. „Es fördert den Sinn für das Gemeinsame", äußerte Genosse Nikitin, Hochschulabsolvent der Fachrichtungen Musik und Mathematik.
„Chorsingen, und sei es auch nur ein vom Akkordeon begleitetes Solo, ist Gemeinschaftsarbeit." Und sein deutscher Mitsänger, der gar nicht verhehlt, daß ihm eine Chorpartitur noch ein böhmisches Dorf ist, fügte hinzu, daß der Gesang zur Disziplin erzieht. Der einzelne lerne im Interesse der Gesamtharmonie wie von selbst begreifen, sich der Gemeinschaft zu unterordnen.
Ohne etwa Definitionen zu suchen, kam die Rede auf die Erziehung der Gefühle, die uns den Sinn und die Schönheit unseres Lebens begreifen lassen. Genosse Nikitin betonte seine Erfahrung, daß viele Soldaten erst beim Singen ihre patriotischen Gefühle offenbarten und bestrebt waren, noch Besseres zu leisten. Nicht nur im Chor. „Singen fördert die Begeisterungsfähigkeit. Sie vor allem. Begeisterung: Flügel zu Taten."

◀ **Singende Offiziere = singende Soldaten. Der Marschgesang erobert sich im Truppenteil Gehmert wieder den ihm gebührenden Platz.**

AR-COCKTAIL

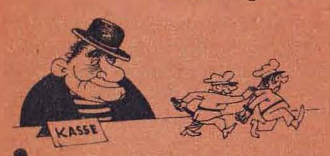
Bonn – Bonn's

Ein Polizist als Räuber
klaut siebentausend Mark!
Das finden Sie gewiß auch
sehr frech und ziemlich stark.

Er machte bei der Westbank
in Rendsburg so sein Glück;
er wohnt in Hademarschen –
sein Name ist Paul Lück.

Man fing den kleinen Räuber;
nun ist er wieder blank!
Die großen Räuber grinsen –
die sitzen i n der Bank!

Zeichnung: Arndt



●

„Tünnes, der Vorsitzende des Studentenparlaments der Pädagogischen Hochschule Kiel, Uwe Corts, nahm gegen die holsteinische Schulpolitik Stellung und sagte: ‚Es wird noch soweit kommen, daß man sagt: Er ist dumm wie ein Holsteiner!' "
„Na ja, ähnliches sagt man doch schon lange von der Alleinvertretungsanmaßung der Bonner Minister!"
„Was sagt man, Tünnes?"
„Er ist dumm wie ein Hallsteiner!"

●

Es stieg im ersten Halbjahr
die Zahl für Raub und Mord
in Johnsons freiem Lande
sprunghaft und immerfort.

Die Quote, die man heute
verschämt der Presse nennt,
liegt ungefähr, so sagt man,
bei rund dreißig Prozent.

Die Ziffern sind zu niedrig,
die man hier aufgezählt,
weil darin das Verbrechen
an Vietnam noch fehlt!

H. Lauckner



Leben zu zweit *(DEFA)*

„Leben zu zweit" . . .? Ja, natürlich! – Aber wie? – Karin (Marita Böhme), Standesbeamtin, 35 Jahre, hübsch und charmant, hört oft das „Ja" zum gemeinsamen Leben. Von berufswegen, sozusagen. Und nicht immer wird es nur von der Liebe diktiert. Manchem Paar könnte sie gleich am Hochzeitstag den Scheidungstermin voraussagen. Was Wunder, wenn sie selbst – bestärkt noch durch die unguten Erfahrungen ihrer ersten Ehe – Angst vor der zweiten hat. Hartnäckig verteidigt sie Peter (Alfred Müller) gegenüber ihre mühsam erworbene Selbständigkeit. Vor allem muß „Töchterchen" Nora (Evelyn Opoczynski) Mutti als Beweismittel für die Unmöglichkeit einer neuen Ehe dienen. Diesem 16jährigen „Kind" könne man doch nicht so mir-nichts-dir-nichts einen neuen Vater präsentieren. Da wäre es doch besser. man würde weiter wie bisher im Verborgenen laut und vernehmlich „Ja" zur Liebe und zu allen Freuden des Lebens sagen, die Konsequenzen aber zunächst noch ausklammern.

Nora-Kind muß schließlich auf den Familienzuwachs vorbereitet werden. Und . . . Peter spielt mit. Überlegen, lieb, humorvoll – und doch seine Überlegenheit nie spüren lassend. Als Mathematiker hat er sich seine Chancen längst genau ausgerechnet.

Mit leichter Hand serviert die DEFA uns ein Stückchen Poesie des Alltags, anspruchsvolle Unterhaltung, wie sie uns nicht jeden Tag geboten wird. *RW.*



Torpedoboot mit Greifketten

Im ersten Weltkrieg hatten italienische MAS-Boote, das waren Vorfahren der heute zu den maritimen Kleinkampfmitteln zählenden LTS-Boote, in der Adria mehrere Großkampfschiffe der österreichisch-ungarischen Marine versenkt. Durch den Erfolg bestärkt, plante die italienische Flottenleitung einen Angriff ähnlicher Boote auf die im österreichischen Hauptkriegshafen Pola (heute Pula, Jugoslawien) liegende gegnerische Flotte. Dazu mußten die kombinierten Artillerie-, Netz- und Balkensperren vor der Hafeneinfahrt überwunden werden. Da der Angriff nachts mit geräuscharmen Motoren vorgetragen werden sollte, hoffte man die Artilleriesperren ungesehen durchlaufen zu können. Das Haupthindernis für die Boote waren jedoch die Balkensperren. Noch einigen Versuchen wurden insgeheim und speziell für dieses Unternehmen vier neuartige Boote gebaut. Sie waren 12 Meter



Verlag das Neue Berlin, 1967, 336 S., 8,40 Mark

Harry Thürk: „Der Tod und der Regen“

Das ist die Geschichte des Fotoreporters Erwin Steinwald, der in Vietnam einem lebensgefährlichen, aber einträglichen Job nachgeht: Er schießt Bilder vom Kriegsschauplatz, die er Agenturen verkauft. Er fotografiert alles, was Geld bringt, denn er arbeitet auf eigene Rechnung und Gefahr. Und er kennt Leute aller Schattierungen, Amerikaner und Westdeutsche, Deutschamerikaner und Vietnamesen, die etwas mit diesem verdammten Krieg zu tun haben und die ein fixer Reporter braucht, um harte Geschichten liefern zu können. So ist es nicht verwunderlich, daß er und Fastel, sein Konkurrent, bei einigen Einsätzen dabei sind, die Dutzendreportern versagt bleiben: in der Kriegszone D zum Beispiel oder nördlich von Da Nang, bei dem Steinwald als einziger zurückkommt und sogar Fastel mit zerschmettertem Schädel liegenbleibt, getroffen von der Kugel des eigenen Mannes. Aber das ist eine andere, ebenfalls heiße Geschichte.

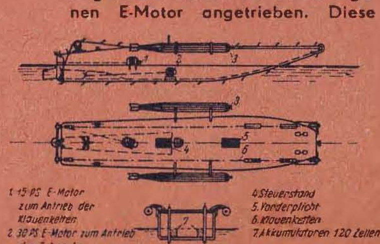
Steinwald ist nicht der Mann, für den ihn die Amerikaner halten. Er führt ein zweites Leben, das ihn in risikovolle Situationen bringt. Der Leser erlebt den Reporter mit zwei Gesichtern: als cleveren Draufgänger, der Kopf und Kragen riskiert; als sauberen Journalisten, der seine Arbeit als Mission auffaßt, die Wahrheit über den amerikanischen Krieg in Vietnam zu verbreiten, ungeschminkt, entlarvend, wobei seine Bilder mithelfen, amerikanische, südvietnamesische, westdeutsche Machenschaften und Kriegsverbrechen zu entlarven. Doch dieser Roman ist nicht allein die Geschichte zweier Journalisten und der Liebe Steinwalds zur exotisch-schönen Stewardeß Pauo. Er hat den grausigen Krieg in Vietnam im Hintergrund, zeigt die Frontlinie, die jedem eine Entscheidung abfordert, und hier überschreitet dieses handlungsbetonte, erregende Buch die manchmal engen Bereiche unterhaltender Literatur und rührt an Probleme, die uns angehen und auch bedrohen. So bleibt beim hingerissenen Lesen die Bitternis, daß der engagierte Autor eine spannende Geschichte geschrieben hat, die in ihrer Grausamkeit und Härte leider noch möglichen Tatsachen entspricht und erschütternde Wahrheiten spiegelt.

Claus

---

lang, 2,6 Meter breit und aus Holz. Der Bootskörper wies einen U-förmigen Querschnitt auf, wodurch der Tiefgang bei einer Wasserverdrängung von 10,5 ts nur 63 cm betrug. Zwei Torpedos (450 mm ∅) in Halterungen an den Bordseiten waren die Bewaffnung. An beiden Seiten des Bootskörpers liefen Ketten, die im Abstand von 15 cm Greifklauen trugen. Sie wurden von einem eigenen E-Motor angetrieben. Diese Klauenketten, die dem Wasserfahrzeug das Aussehen eines Tanks gaben und daher den sonderbaren Namen „Motor-Tank“ mit sich brachten, dienten dazu, das Boot über die Balkensperren klettern zu lassen. Drei Angriffe wurden erfolglos abgebrochen. Der vierte erfolgte in der Nacht vom 13. zum 14. Mai 1918 mit dem Motor-Tank „Grillo“. Das Boot überwand die Sperrsysteme ohne Schwierigkeiten, wurde jedoch an der zweiten Balkensperre entdeckt und beschossen. Es sank nach einigen Treffern, die vierköpfige Besatzung wurde gefangengenommen.

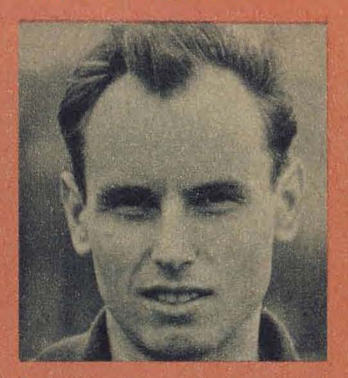
K. Krumsieg





HAUPTMANN DIETER KRAMPE

Geboren: 6. 1. 1937, Beruf: Heizungsinstallateur, Klub: FC Vorwärts Berlin, größte Erfolge: 28 Spiele in der Fußball-Nationalmannschaft der DDR, 5mal Deutscher Meister der DDR mit dem FC (ASK) Vorwärts.



Zwölf Jahre für dieselbe Mannschaft zu spielen, ist für einen Fußballer eine Leistung, die man nicht allzuoft erlebt. Dieter Krampe hat das geschafft, und sicher wird er noch weitere zwei oder drei Jahre für den FCV auf den Rasen laufen. 1955 holte der Klub das 18jährige Talent aus Prenzlau nach Berlin. Dort tat der aus Halle stammende Dieter seinen Dienst bei der KVP und stürmte in einer kleinen Gemeinschaft auf halblinker Position. In Berlin dauerte es nicht lange, bis er sein erstes Oberligaspiel absolvierte – aber als Verteidiger. „Stürmer spielen machte mir eigentlich mehr Spaß und ist ja wohl auch dankbarer, aber nun bin ich schon 12 Jahre Verteidiger und habe auch auf diesem Posten Freude und Erfolge gehabt.“ Das darf man Dieter, oder „Max“, wie man ihn auch ruft, ohne weiteres bestätigen. Den Typ des eleganten, technischen Verteidigers verkörpernd, hat er auch in dieser Position sein Spiel stets attraktiv gestaltet. Mit der Nationalelf kam er in alle Erdteile (außer Australien), sein schönstes Erlebnis war das Europapokal-Spiel mit Vorwärts in Wolverhampton, „weil dort die herrlichste Fußballatmosphäre herrschte“. Seine liebste Freizeitbeschäftigung sind ihm seine drei Kinder, und nach Abschluß seiner Fußballaufbahn will er dem Fußball als Trainer verbunden bleiben.

Wi.



Zapfenstreich um 19^{00} Uhr?

Im Puppenstudio des Deutschen Fernsehfunks gewährte das Sandmännchen dem Soldatenmagazin ein Exklusivinterview



Funktionsprobe unter kritischen Augen. Trickszenenbildner Harald Serowski meint überzeugt: „Nur kein Lampenfieber, verehrter Sandmann, auf die Technik der Armee ist natürlich wie immer Verlaß."



AR: Sandmann, lieber Sandmann, es ist noch nicht soweit . . .

SANDMANN: Ganz recht. Wie Sie sehen, bereite ich mich erst auf meinen Besuch bei der Nationalen Volksarmee vor.



AR: Ist das so zu verstehen, daß die Soldaten am 1. März bereits um 19.00 Uhr zu Bett gehen müssen?

SANDMANN: Aber nein! Ich nehme einen Extra-Mixture-Kinderschlafsand für meine kleinen Freunde mit, die, wie ich, zum 12. Jahrestag der Nationalen Volksarmee gratulieren kommen – jedoch nicht von allein in die Federn finden.
Für Soldatenaugen ist dieser Sand völlig unschädlich, ja, er fördert sogar die Sehschärfe – damit die Kinder auch künftig ruhig schlafen können.

AR: Dürfen wir Sie noch um einen speziellen Sandmännchengruß für unsere Leser bitten?

SANDMANN: Ich wünsche – in diesem Falle – „Gute Wacht!" und schon jetzt viel Glück zum Jahrestag.

Improvisierter Glückwunsch. Sandmännchen„vater" Kunstpreisträger Gerhard Behrendt berichtigt: „Das ist doch erst ein Plastilinmodell des künftigen Puppensoldaten, Kleiner. – Außerdem steht diese Szene gar nicht im Drehbuch."



Text: Gerhard Berchert · Fotos: Ernst Gebauer





Erstaunlich! Puppengestalterin Diethild Dräger vermag aus Schaumgummi und Draht Soldaten zu zaubern. Kleiner Hinweis des Sandmanns: „Beachten Sie bitte die Bekleidungsvorschrift, Kollegin!"



Partnerwahl – in welchem Rahmen?

Blauer Dunst.
„Im Kanton Wallis darf keiner rauchen, bevor er 25 Jahre alt ist, selbst dann nicht, wenn er früher heiratet, weil es vorgekommen ist, daß junge Leute geheiratet haben, nur um rauchen zu können."
In besagtem Falle, von dem der „Preußische Volksfreund" anno 1840 berichtete, dürfte es für die jungen und aufs Rauchen erpichten schweizerischen Männer relativ unerheblich gewesen sein, wes Geistes Kind die ihnen Angetraute war. Zumindest bis zu jenem Tag, da Hochzeitmachen auch insofern schön war, als der kirchliche Segen zugleich die Bannbulle gegen das Rauchen aufhob.
Lang, lang ist's her.
Man heiratet heute nicht mehr, um sich mit offizieller Billigung eine Zigarette anzünden zu dürfen. Man heiratet, weil man sich liebt oder zu lieben glaubt und Zuneigung füreinander verspürt. Jedoch: „Zuneigung allein ist nicht genug zum Heiraten. Heiraten ist eine Sache für vernünftige Menschen", sagt Theodor Fontane. Und Romain Rolland mahnt: „Die Ehe ist keine Straßenkreuzung, an der man sich allen Vorübergehenden hingibt."
Erhebt man die Inseratenteile, Spalte Heiratswünsche, unserer Zeitungen zum alleinigen Maßstab, so gelangt man mitunter zu anderen Urteilen. Karin Heldberg vergrub sich für AR in etliche Anzeigen, um dortselbst nach der geistigen Substanz zu forschen, welche die annoncierenden Männer in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei ihren (Wunsch-) Partnerinnen voraussetzen.
Das Ergebnis ließe sich frei nach Wilhelm Busch kommentieren: „Ergreift die Liebe(s-sehnsucht) erst des Mannes Seele, wird das Genie selbst zum Kamele." Von 317 inserierenden Herren legen 74 % anscheinend keinen gesteigerten Wert auf solche Attribute wie Intelligenz, Bildung oder bestimmte geistige Interessen. Statistisch gesehen geht's ihnen einzig darum, ein Mädchen zu finden, daß nett (39 %), häuslich, solide und natürlich (24 %), hübsch, gutaussehend, chic, elegant und figürlich attraktiv (20 %), liebevoll und treu ist (19 %) bzw. im jeweils passenden Alter steht (10 %). Die Soldaten machen da keine rühmliche Ausnahme; schließlich begnügen sich 94 % der von ihnen aufgegebenen Anzeigen gleichfalls mit diesen Mini-Forderungen.
Man liest es hundertfach. So oder ähnlich: „Wir, 6 Angehörige der NVA, im Alter zw. 18 und 25 J., wünschen gerne



Briefwechsel mit 6 netten Mädchen gleichen Alters. Zuschr., auch einzeln, erbeten."

Im Duden wird nett als „gefällig" definiert, was man wiederum so oder so verstehen kann. Aus der weiblichen Perspektive betrachtet es Carola N., 18: „Unter einem netten jungen Mann stelle ich mir einen vor, der mir jeden Abend 100 (hundert) Küsse schenkt.

Ob „Gefälligkeiten" dieser (zweifellos angenehmen) Art allerdings ausreichen – ich meine, sofern sich ernstere Absichten hinter einer Bekanntschaft verbergen und aus Liebelei Liebe werden soll, ein Bund für's Leben?

„Die Ehe ist die Lehre vom Unendlich-Kleinen", meint Johann Nestroy. Und damit mehr als Küssen allein. „In ihrem eigentlichen Sinn ist sie doch gedacht als eine Lebensgemeinschaft und damit zugleich als eine Lebensaufgabe für Mann und Frau", bemerkt Gefreiter Sigmund Krahs, 24. „Aber Miteinanderleben ist etwas grundsätzlich anderes als Miteinanderschlafen. Es setzt nicht nur sexuelles Verstehen, sondern Gemeinsamkeiten im Alltagsleben voraus. Der Tag hat nicht nur Abendstunden!"

Unteroffizier Gudrun Thiele, 20, sieht die Ehe folglich als „ein kameradschaftliches Bündnis, aufgebaut auf gegenseitigem Verständnis. Beide Partner müssen einander Freund sein und helfen." „Eine Ehe", resümiert Jutta Linke, 21, „die sich nur auf körperliche Reize oder auch gemeinsame Hobbies gründet, kann auf die Dauer nicht haltbar und sinnreich sein. Die Probleme, die sich aus dem Alltag, aus dem gemeinsamen und gesellschaftlichen Leben ergeben, können auf dieser Basis nicht gelöst werden. Ich sehe den Sinn einer Ehe in der gemeinsamen Gestaltung des Lebens, im gemeinsamen Denken, Wollen, Planen, Schaffen und Erleben. Man darf sich nicht nur an schönen Tage nahe sein, sondern muß es mehr noch in schweren."

Vielleicht mag dieser oder jener mit dem Stabsmatrosen Rainer Wünsche, 21, widersprechen und sagen, solche Idealehen gäbe es nicht, ebensowenig wie es die ideale Frau gibt.

Professor Fritz Cremer, 61, vertritt da eine andere Ansicht: „Für jeden ist eine bestimmte Frau die ideale Frau." Soldat Roland Suck, 21, hat sie bereits gefunden. Allerdings mußte er dazu hohe Berge erklimmen, denn er lernte sie „in der gemeinsamen Seilschaft kennen, schätzen und lieben. Einen besseren Kameraden als meine Frau kann ich mir nicht wünschen". Dasselbe sagt Unterfeldwebel Wieland Meißner, 23, von seiner Irene: „Sie ist nicht der Idealtyp meiner schwärmerischen Jugendträume. Aber sie ist die ideale Frau des praktischen Lebens für mich. Sie hat einen Standpunkt, den sie konsequent verteidigt. Das reizt mich zwar oft, aber es ist sehr nützlich. Sie fordert mich mehr als ich sie. Es war meine Frau, die mir den Blick für vieles geöffnet hat, das ich vorher entweder nicht kannte oder nicht kennen wollte: Theater, anspruchsvolle Literatur, philosophische Probleme. Bei uns gab es noch nie Langeweile oder so einen Abend, wo man zwar zusammensitzt, aber genausogut auch allein sitzen könnte. Und eben so stelle ich mir die ideale Frau vor, eine Frau, die nicht ein gutes Hausmütterchen ist, sondern fest im Leben steht." ▶





Wieland deutete es schon an: Die Vorstellungen vom idealen Partner ändern sich, und das Leben korrigiert frühere Traumbilder. Siehe auch Olympiasiegerin Helga Haase, 32. „Mit 17 habe ich mir meinen Mann folgendermaßen vorgestellt: Er muß reich sein, damit ich nicht arbeiten gehen muß und lange schlafen kann. Er muß schwarz sein und dunkle Augen haben. Auf einmal kam es ganz anders. Als ich ihn kennenlernte beim Sport, war er so beruhigend und redete mir gut zu: Helga, du schaffst es! Und dann haben wir geheiratet. Es kam alles so, wie ich es mir mit 17 nicht vorgestellt hatte."

Anscheinend hat man auch mit 18 noch andere Wünsche. Jedenfalls die zwei Matrosen aus Plauen/Dresden, 1,77 u. 1,80, die per Annonce „zwei ausnehmend hübsche, temp. Mädchen" suchen.

Leider kenne ich mich in der Inseratensprache nicht so aus und frage mich, ob ihnen nun ein temp.(eriertes), also mäßig erwärmtes, ein temp.(oräres), also zeitweiliges, ein temp.(eramentloses), also wenig lebhaftes, ein temp.(elndes), also kartenspielendes, ein temp.(orisierendes), also sie hinhaltendes, oder ein temp.(eramentvolles), also überaus lebhaftes Mädchen, angenehm ist?

Temp.(erament) kann sein, sagt sich Soldat Volker Grammerz, 19. „Vorweg aber kommt es mir darauf an, daß SIE Charme hat, mir geistig ebenbürtig ist und weiß, was sie will. Ein Mädel, das nichts weiter im Kopf hat als sich selbst und dem Mann kein lebenstüchtiger Partner in allen Lebenslagen sein will, kommt für mich nicht in Frage." Und obwohl Feldwebel Wolfgang Starker, 23, einen „guten Bau" durchaus für wünschenswert hält, sieht auch er vorab auf anderes: „Geistige Aufgeschlossenheit, atheistische Weltanschauung. Sie soll möglichst schon selbständig im Leben gestanden haben, eigene Gedanken entwickeln können und nicht nur Gehörtes wiederholen. In erster Linie kommt's auf die geistigen und moralischen Qualitäten an."

Für Generalmajor Richard Fischer, 61, war „die gegenseitige Sympathie entscheidend, die sich später in Liebe verwandelte. Darüber hinaus war für mich als politisch denkenden Menschen ausschlaggebend, welchen Standpunkt meine Partnerin zur Gesellschaft, zur Arbeiterklasse und zur Familie einnimmt und welchen Beitrag sie dafür aufbringt. Ich war zehn Jahre als Diplomat im sozialistischen Ausland. Stets hat mich meine Frau begleitet. Sie war mir eine große Stütze und hat auf allen Gebieten meiner Tätigkeit, auch auf dem diplomatischen, mitgearbeitet, so daß ich meinen Auftrag, den ich von Partei und Regierung erhielt, erfüllen konnte. Hier möchte ich ausdrücklich betonen: Mit ihr zusammen erfüllen konnte. Darin drückt sich die unbe-



dingt notwendige geistige Gemeinschaft aus, ohne die ich mir eine Ehe nicht vorstellen kann".

Im Gegensatz zu den Kleinanzeigen-Kunden der Dewag hat sich die Tucholskysche Erkenntnis, daß „zur Heirat mehr gehört als vier nackte Beine ins Bett", schon weiter durchgesetzt als man nach dem Studium der Inseratenspalten glaubt. 134 Soldaten gaben Auskunft, wie sie sich ihre Zukünftige vorstellen, jenes Mädchen also, das sie gern zu ihrer Frau machen, mit dem sie gemeinsam durchs Leben gehen und eine Familie gründen möchten. So verlangen z. B.:

90%,
daß SIE modern sei, mit beiden Beinen im Leben stehe und einen Beruf habe.

87%,
daß SIE geistig rege, klug und gebildet sowie vielseitig interessiert sei.

40%,
daß SIE politisch interessiert sei und die gleiche Weltanschauung habe.

29%,
daß SIE hübsch sei und sich gut anzuziehen verstehe.



Soweit die Statistik. Jedoch werden die darin zusammengefaßten Meinungen auch im einzelnen begründet.

„Wenn ich Wert darauf lege, daß meine Frau kein ‚dummes Hühnchen' ist, sondern mir auch in den geistigen Potenzen ein gleichguter Partner ist, so deshalb, weil ich meine, daß in der Ehe keiner das Recht hat oder irgendwie darauf aus sein sollte, das Leben des anderen in die eigene Tasche zu stecken", argumentiert Gefreiter Lutz Köhler, 25. Folglich sollte, nach Ansicht von Leutnant Peter Hofmann, 24, „das Bildungsgefälle in einer Ehe nicht zu groß sein". Während Maat d. R. Klaus Hille, 24, meint, daß die „Gefahr der Überheblichkeit" bestehe, wenn die „Frau klüger ist als der Mann", sieht Soldat Frank Neumann, 20, darin keine Schwierigkeit. „Ob so oder so: Die Führung behalte ich!" (Das allerdings scheint mir eher ein ausgesprochen mannes-überheblicher Zug zu sein.)

Sicherlich kann die Frau klüger und gebildeter sein — jedenfalls sieht Generalmajor Professor Dr. med. habil. Hans-Rudolf Gestewitz, 46, darin „keinen Grund, um die Ehe in Frage zu stellen, sofern beide Partner in Rücksichtnahme aufeinander sich die beiderseitige gleichberechtigte Weiterbildung ermöglichen". Jedoch sollte die Frau dem Manne zumindest geistig ebenbürtig sein, auf daß sie beide — wie Funker Hans-Dieter Wiegang, 22, sagt — „nicht das Gefühl haben, mit der Hochzeit angekommen zu sein, sondern weiterhin miteinander ‚unterwegs' bleiben und vorwärts gehen können".

Ich glaube, das ist auch von großem Belang für die oft gestellte Frage: Wie bleibe ich meinem Partner neu? Professor Dr. med. Rudolf Neubert, 69, erklärt dazu: „Die Antwort kann kurz sein — indem man sich entwickelt. Die meisten denken an ‚neuen Kopf', neues Kleid, neues Parfüm. Das ist alles zu billig. Auch das teuerste Kleid und die teuerste Kosmetik sind zu billig. Wer aber an sich arbeitet, sich entwickelt, seine Kräfte und Fähigkeiten entfaltet, der verwandelt sich auch, der wird immer interessant sein und für den Partner immer neu."

Selbst, wenn man sich noch ganz „neu" ist, sollte man daran denken, wie man sich auch in zehn, zwanzig Jahren immer wieder „neu" werden kann. Denn Geistlosigkeit tötet. Andere, und auch eine Ehe.

Ihr

Karl Heinz Freitag





Arbeiten aus dem Haus der Armee. Links: Oberfeldwebel Lötsch. Rechts: Hauptwachtmeister Fritsch.



Es unterscheidet sich ein wenig von den anderen Gebäuden der Straße. Einmal prägen riesige Fenster, fast wie Kirchenfenster, das Gesicht der Vorderfront, zum anderen ist es ein „Haus der offenen Türen".

Einstmals war es jenen vorbehalten, die sich, wie ein berühmter Schriftsteller aus eigener Anschauung berichtete, fast ausschließlich über Pferde, Hunde und Frauen zu unterhalten pflegten. Es war ein Offizierscasino. Und der Parteiveteran Stefan Wicha berichtet noch heute gern über den 9. November 1918, als er und andere revolutionäre Soldaten mitternachts die Kasernenmauer überstiegen und die zechenden Offiziere entwaffneten.

Heute ist dieses Gebäude ein „Haus der Armee". Wieder verkehren Offiziere und vor allem zukünftige Offiziere — Offiziersschüler des 1. bis 4. Lehrjahres — darin. Setzte sich das Offizierskorps 1913 aus 70% Bourgeois und 30% Adligen zusammen, sind rund 85% unserer Offiziere aus Arbeiter- und Bauernfamilien. Sie sind also anderen Standes, aber auch anderen Geistes Kind.

Wenn sie ihren Ehrendienst antreten, werden sie durch einen Lichtbildervortrag mit der über 700jährigen Geschichte der Garnisonstadt bekanntgemacht.

Ein Bild auf der Leinwand verweist auf die humanistische Tradition der Stadt. Das Lessing-Museum. In Kamenz wurde der Dichter des „Nathan" geboren. Judith Lessing, Urururgroßnichte des Dichters, besuchte 1965, aus Neuseeland kommend, die Lessinggedenkstätten Deutschlands, so u. a. auch Kamenz, und schrieb ins Gästebuch des Museums: „Ich will Kamenz und das Museum nie vergessen."

Ein anderes Bild zeigt eine andere Tradition. Im „Tal der Widerstandskämpfer" gibt eine Gedenktafel an der Tuchfabrik Kunde davon, daß in dieser 1944/45 als KZ eingerichteten Fabrik 125 Kämpfer gegen die faschistische Barbarei ihr Leben lassen mußten.

Auf der Leinwand erscheint das Kamenzer Zweigwerk der ROBUR-Werke Zittau. Kamenz, das übrigens im sorbischen Gebiet liegt, ist eine alte Tuchmacher- und Töpferstadt. In den letzten Jahren hat es sich immer mehr zur Industriestadt entwickelt. Zu den wesentlichen Betrieben gehören noch eine Spezialmaschinenfabrik, ein Schamottewerk und ein Granitwerk (aus dem die Felsen des Braunbärengeheges des Berliner Tierparks stammen). Geplant ist ein weiteres Werk des Maschinenbaus mit 800 Beschäftigten, aber das ist noch ein wenig Zukunftsmusik ...

Später, wenn auch für die neuen Genossen die Ausgangskarten bereitliegen, können sie alle Sehenswürdigkeiten selbst betrachten. Sei es das im Stil der italienischen Renaissance gebaute Rathaus, die Postsäule aus dem Jahre 1725 oder den Hutberg, der im Mai über und über mit der Blütenpracht der Rhododendren bedeckt ist und von dessen Turm sich bei klarem Wetter ein herrlicher Blick über das Lausitzer Land bietet. Und sicher werden auch sie im Sommer manchen Abend auf den malerisch verstreuten Steinbrocken des „Terrassen-Freilichtkinos" hocken und gegen ganze Mückenschwärme kämpfen. Sie werden am jährlich im August stattfindenden Forstfest teilnehmen, das in den Hussitenkriegen seinen Ursprung haben soll und eine Woche lang Kamenz völlig in Anspruch nimmt.

Nach dem Verhältnis zwischen Armee und Bevölkerung befragt, sagte Genosse Neumann, Bürgermeister der Lessingstadt: „Von Anfang an war zwischen den leitenden Genossen der Armee und dem Rat der Stadt eine gute Zusammenarbeit. Ich denke an die jährlich stattfindenden Sportfeste und die vielen schönen Kulturveranstaltungen, die wir zusammen erleben konnten. Eine große Bereicherung für die Stadt war die Eröffnung des Hauses der Armee im Jahre 1966."

Ja, zu dieser kulturellen Bereicherung kann sich Kamenz wirklich gratulieren, wie ein Blick auf den Veranstaltungsplan und ein Besuch im Haus der Armee beweisen. Während es in diesem Zimmer nach den Farben des Malzirkels riecht, erschallen aus einem anderen die Klänge eines Stereo-Konzerts. Während hier die Muttis auf einem Hausfrauennachmittag über Kindererziehung sprechen, sitzen ein paar Türen weiter ihre Sprößlinge bei einer Märchentante. Bunt ist die Palette der Zirkel und Veranstaltungen. Alle 14jährigen erhalten übrigens hier feierlich ihre Personalausweise überreicht. Danach sind sie noch oft mit ihren 10. und 11. Klassen zu Gast im Haus der Armee. „Es liegt ja in unserem eigenen Interesse, qualifizierten Nachwuchs für unsere Offiziers- und Unteroffiziersschulen zu werben und heranzubilden", sagt Major Schäfer, der Leiter des HdA.

17 000, das ist die Einwohnerzahl von Kamenz. 17 000 Besucher fanden vom Januar bis Juni 1967 ihren Weg ins Haus der Armee. Bürgt diese Zahl nicht für die Qualität der Kamenzer und ihres Hauses der Armee? *Sylvia Bergmann*





Er mixt seine Sendungen aus „75 % Musik und 25 % Wort, aber so, daß es den Jungs unter die Haut geht ... Welche Schnulzen drüben nicht gespielt werden, die hören sie dann bei uns." Damit will der Bundeswehrmajor Hauschild den „Jungs" der Volksarmee „die Hirne öffnen". So gibt er vor. In Wahrheit macht er seine Programme nach einem anderen Programm. Es ist die „Bundeswehrvorschrift HDv 100/1", die ihm befiehlt: „Aufgabe der psychologischen Kampfführung ist es, den Kampfwillen des Feindes zu erschüttern und dadurch die eigene Gefechtsführung wirksam zu unterstützen."
Aber warum gleich amtlich werden. ‚Hirn öffnende Schnulzen' und Bundeswehruniform — wenn das allein nicht schon ein Programm ist!

„Oh, du schöööner Wester-walt ..."

Dieser alte Militaristenmarsch gehört seit langem sozusagen zur Hit-Parade des bundesdeutschen Soldatenliedes. Und sie haben sich zusätzlich sogar einen neuen Text auf neuer Melodie einfallen lassen:
„Hier spricht Radio Westerwald, eine Stimme der freien Welt. Wir sprechen zu Ihnen, Angehörige der Nationalen Volksarmee", und es folgt als Erkennungsmelodie, gesungen von Marlene Dietrich: „Sag, wo die Soldaten sind ..."

Sie sind in Andernach, rund 500 Mann stark bereits in Friedenszeit. Dazu modernste fahrbare Funktechnik mit Sendern vom Mittelwellen- bis zum Ultrakurzwellenbereich — das ist das „Rundfunkbataillon 701". Es ist die größte, aber bei weitem nicht einzige Einheit der sogenannten „Psychologischen Kampfführung" (PSK). Als Mittel vor allem der „strategischen PSK" ist es „gegen die Gesamtheit der Streitkräfte des Feindes" gerichtet (HDv 100/1). Zum Einsatz soll es „erst" im Spannungs- und Kriegsfall kommen. Und dafür „fahren" sie fast täglich Probeprogramme, legten sie bereits 5000 Musiken und zahlreiche Wortbeiträge als Konserven an. Und speziell den Spannungsfall probten sie auch unter Manöverbedingungen als „Radio Westerwald". Mit „psychologischen Tricks", meinte der „Spiegel". „Als Sprecher waren ein Original-Sachse sowie Damen eingesetzt, deren Stimmlage weibliche Reife und mütterliche Wärme" vermittelten. Und zu Müttern hat man Vertrauen!
Nicht so vertrauenerweckend klingt es allerdings, wenn der Chefredakteur und Major Hauschild darüber klagt, daß „das meiste leider in den Papierkorb geht", er aber sogleich seiner Waffengattung den Trost spendet: „Unsere Panzer schießen ja auch erst, wenn Krieg ist."
Man könnte annehmen, der Chefredakteur möchte auch Chef der Panzertruppen sein.

„Wildgänse rauschen durch die Nacht . . ."

Auch dieses, in ferne Lande rufende Landserlied erklingt hüben nicht mehr. Drüben dagegen rauschen nach wie vor auch „Wildenten" durch die Nacht.

„Wildenten" – so nannten und nennen sich die Angehörigen der Propaganda-Kompanien der faschistischen Wehrmacht. Das sei der modernste Waffenteil des zweiten Weltkrieges gewesen, hört man heute in Westdeutschland.

Über ihre Tätigkeit berichtet aus eigener Anschauung zum Beispiel der Leutnant der Reserve Erich Schmidt. Es war 1938 bei der Annexion des tschechischen Dux-Brüxer-Kohlenreviers. Der Lautsprecherzug der Heeresgruppe 4 kündigte die Wehrmacht als „Soldaten des Friedens" an, hinter denen Lebensmittel und Kleidung kämen; eine Zeit des Wiederaufblühens der Wirtschaft und des Wohnungsbaus stünde bevor; und alle, alle, alle würden Arbeit erhalten. Das war ja auch nicht ganz gelogen; denn mit der Wehrmacht kam die Zwangsarbeit. Von diesen Nazi-Propagandisten ließ und läßt sich die Psychologische Kampfführung der Bundeswehr ganz offiziell beraten. Von der PK zur PSK – das ist also ein gerader Weg. Sie wollen es das nächste Mal allerdings geschickter und noch gründlicher machen. Und so hat die Bundeswehr in Friedenszeiten bereits einen PSK-Apparat aufgebaut, der weit umfangreicher ist als der PK-Apparat in Kriegszeiten.

„Schenk mir einen bunten Luftballon . . ."

Die Ballonzüge der PSK sind bereits in Friedenszeit im Fronteinsatz. Und so flattert es – wenn nicht grad durch die Ballons ein Dach abgedeckt wird – bunt, fröhlich, freundlich herab: „Kameraden! Wir bleiben ein Volk! Jungs! Alle Deutschen gehören zusammen."

Sie sorgen sich sogar um unsere Beziehungen zu den Bruderländern. Jawohl! Da werde doch eine Grenzereinheit „Florian Geyer" heißen. Die Magyaren seien beunruhigt darüber, weil seinerzeit zu Hitlers Zeit eine in Ungarn eingesetzte SS-Einheit diesen Namen trug. Soweit in einer Flugschrift jene, die in Westdeutschland dem Otto Normalverbraucher immer wieder erzählen, daß die SS-Truppen ganz gewöhnliche Wehrmachtsverbände waren. Übrigens ist der Name „Florian Geyer" bereits vor zwei Jahren verliehen worden. Ja sollten wir denn etwa sogar Goethe und Schiller verbrennen, weil die Nazis auch sie mißbrauchten?

Eine kleine erlogene Meldung nur – und doch spiegelt sie wie in einem Kristall ihre drei ideologischen Hauptziele: Sie wollen unseren Staat verunglimpfen, indem sie Gleichheitszeichen zwischen Sozialismus und Faschismus setzen; sie wollen Unsicherheit und Mißtrauen in der Volksarmee säen; sie versuchen die DDR von ihren Bundesgenossen zu isolieren – alles, um uns besser fressen zu können. Eine kleine Meldung nur – aber ihr hinterhältiger Geist



durchzieht ihre Flugschriften buchstäblich von der ersten bis zur letzten Zeile, von den Titeln bis zur Angabe des Herausgebers.

Hat etwa nicht die PSK die Aufgabe, „den Kampfwillen des Feindes (also der Volksarmee) zu erschüttern"? Doch, so steht es in der HDv 100/1. Aber sie nennen ihr Ballon-Blatt dennoch „Volksarmee".

Haben sie drüben offiziellerseits nicht sogar aus Furcht vor der Arbeiterklasse den Begriff Arbeiter abgeschafft und durch das schwammigere „Arbeitnehmer" ersetzt? Ja, natürlich. Aber wenn sie Ballons steigen lassen, entdekken sie auf einmal ihre Seele für den Arbeiter und drucken eine „Mitteldeutsche Arbeiterzeitung".

Müssen die KPD-Genossen drüben nicht bei Gefahr des Absturzes oder der Verhaftung ihre roten Fahnen in Nacht und Nebel auf Schornsteine setzen? Dennoch heißt ein Blättchen aus den Reihen der Ballonkrieger „Rote Fahne".

Das steigt und – stinkt zum Himmel. Denn jene, die da drüben herrschen, haben im Januar 1919 die ersten Herausgeber der „Roten Fahne", Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, ermordet und „und niedergemetzelt an die 100 ihrer Besten", nämlich der Arbeiterklasse, wie Liebknecht in seinem letzten Artikel schrieb. Und angesichts dieser Metzeleien und in der Aussicht der noch größeren, die sie anstellen würden, wenn sie nur könnten, sollten unsere Soldaten ihren Grenzdienst unexakt ausführen?

Karl Liebknecht schrieb in seinem letzten Artikel für die „Rote Fahne": „Und das Wort, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das eigene Werk der Arbeiterklasse sein kann, es hat durch die bittere Lehre dieser Woche eine neue tiefere Bedeutung für sie gewonnen." Wir gehören alle zusammen? Das sind Seifenblasen Das ist Märchenland. Ihr „Kameraden" ist nicht nur unehrlich, sondern ebenso unsinnig, wie es ein „Genosse Großkapitalist" wäre.

Und ihre nationale und soziale Demagogie setzt sich fort bis zur letzten Zeile. Als Herausgeber der Ballon-„Volksarmee" zeichnet ein „Sozialwerk NVA". Es fordert zur Fahnenflucht auf und gibt jeweils eine Adresse für Zuschriften an. Ein Reporter, der in Krefeld der angegebenen Anschrift nachging, fand nicht einmal die Straße. „Die Post ist informiert", erklärte lächelnd ein Offizier aus der Unterabteilung VII im Bonner Kriegsministerium, der Kommandozentrale der PSK. Suche also das „Sozialwerk NVA", und du landest bei der Bundeswehr, deinem Feind!

Das Lied von den bunten Luftballons wurde vor Jahren in dem Film „Der weiße Traum" gesungen. Was uns die PSK-Ballons heute bringen, ist Traum und Schaum der Weißen. Und so schaut bei jener zur westdeutschen Nationalhymne erkorenen Strophe „Einigkeit und Recht und Freiheit" doch immer wieder der Pferdefuß hervor, das berüchtigte „Deutschland, Deutschland über alles". *H. Huth*



Münchhausen, der Lügenbaron: „Welch Glück, daß es Bonn gibt!"

Zeichnungen: Arndt

Seife bleibt Seife



Erster Soldat im Bataillon

Von Oberstleutnant Rolf Dressel

ine Gruppe Unteroffiziere steht im Übungsgelände angetreten. Leutnant Kenner, Zugführer in der Kompanie Schumacher, erklärt ihnen, wie sie den Soldaten den Bau von Schützenstellungen beibringen sollen. Instruktiv-methodische Ausbildung der Gruppenführer.

Auf einmal hält der Leutnant inne. Der Bataillonskommandeur.

„Stillgestanden! Die Augen – links!" Der Leutnant meldet.

„Danke! Machen Sie weiter!"

Major Rolf Leuschner stellt sich seitlich hinter den Zugführer und beobachtet die Ausbildung. Die „Instruktiv-methodische" ist neben dem Schießen und dem Exerzieren ein Steckenpferd von ihm. Hier werden Grundlagen für spätere Erfolge gelegt. Ob das auch gründlich geschieht, davon überzeugt er sich regelmäßig durch Kontrollen. Lange genug ist er Mot.-Schützenkommandeur, um zu wissen, wo die Schwerpunkte liegen. Schon vor mehr als zehn Jahren, als er noch Zugführer in diesem Bataillon war, zwang ihn sein damaliger Kompaniechef, der Gruppenführerausbildung großes Augenmerk zu schenken. Daran hielt er sich später auch als Kompaniechef und als Stabschef.

‚Was der Leutnant sagt, ist richtig. Aber er redet zuviel! Wozu so lang und breit erklären, was die Gruppenführer ohnehin wissen? Verplemperte Zeit!'

Der schmächtige Offizier wird kribbelig, je länger er zuhört. Er schiebt die Mütze ins Genick, wie meistens, wenn er ungeduldig wird.

„Einen Moment, Genosse Leutnant!" unterbricht er ihn. Sie gehen ein Stück zur Seite. Seine Erregung unterdrückend, redet der Major auf den Leutnant ein:

„Sie sprechen zuviel! Zeigen Sie, was die Genossen tun müssen! Passen Sie auf, ich mache es Ihnen vor!"

Zur Gruppe zurückgekehrt, läßt sich der Major einen Feldspaten geben. Mit 36 Jahren noch flink wie ein Wiesel, wirft er sich auf den spärlich bewachsenen Sandboden und gräbt. Keuchend, dabei nur kurz aufblickend, erklärt er den Unteroffizieren, wie sie die Soldaten methodisch richtig ausbilden müssen.

„Sie machen es vor, dann arbeiten die Soldaten, und Sie korrigieren! Alles unter Schutzmaske natürlich! ... Auf die Feinheiten achten! Sehen Sie?" ... Und er zeigt mit dem Spaten flüchtig nach vorne. „Brustwehr zuerst! ... Armauflage breit genug! ... Und Blick zum Gegner! ... Alte Soldatenweisheiten! Man muß sie den Genossen einhämmern! ... Dekkung gegen Beschuß! Es geht um ihr Leben!"...

Der Kommandeur springt mit einem Satz auf und klopft den Sand von der Uniform.

„Ich brauche Ihnen ja nicht alles vorzumachen. Sie wissen, worauf es ankommt. So geht es doch locker vom Bock!"

Wenig später liegen die Unteroffiziere, zur Schützenkette auseinandergezogen, auf der Erde. Ihre Gesichter sind unter den Schutzmasken verschwunden. Die Erdhügel wachsen. Der Kommandeur geht. Zufrieden? Halb und halb. Er hatte dem Zugführer die Arbeit abgenommen. Das war methodisch nicht einwandfrei. Er ärgert ihn, dieser Patzer.

Untergetaucht

Die Soldaten auf den SPW kauern sich in den Windschatten. Sie frieren trotz der Watteanzüge. Die lange Fahrt und die nasse Kälte dieses Apriltages sitzen in den Gliedern.

Bataillonsübung. Die Einheit fährt als Vorhut. Mit nur zwei Kompanien. Die „Erste" erhielt eine andere Aufgabe.

Hinter einer Ortschaft kommt das Signal „Halt!" Der „Regimenter"! Taktische Einlage: Aufklärung meldet Diversanten im Raum D.–K.; auf Ortschaft Sch. führte Gegner Kernwaffenschlag; Fahrzeuge beschädigt, Fahrer geblendet, übrige Soldaten unverletzt ...

„Entschluß in zehn Minuten!"

Gespannt nahm Major Leuschner die Angaben auf. Kein Wort entging ihm.

„Gas!" befiehlt er sofort.

Den Blick auf das Kartenbrett geheftet, läßt sich Rolf Leuschner alles noch mal durch den Kopf gehen, trägt einiges in die Karte ein. Er ist in Gedanken versunken. ‚Diversanten? Sicher die erste Kompanie! Marschweg, Entfernung des Kernwaffenschlages, Windrichtung, Fahrzeuge beschädigt ...' Nach fünf, sechs Minuten steht sein Entschluß fest:

Bataillon marschiert zu Fuß weiter! Kraftfahrer sanitär behandeln, bleiben mit Fahrzeugen hier! Kompanien in Zugkolonne! Verstärkt aufklären, beobachten, sichern ...

„Entschluß bestätigt!" Der Regimentskommandeur fährt davon.

Auf den ersten Kilometern kriegt Major Leuschner einen Gedanken nicht los: ‚Diversanten?

Wollen sie die Bataillonsführung ausschalten? Ein Hinterhalt genügte ...‘

Er spricht mit Hauptmann Cziborra, dem Parteisekretär, der mit ihm bei der Kompanie Dziergwa marschiert. Ihre Stimmen unter den Schutzmasken klingen wie aus weiter Ferne. Auf einmal beschleunigt der Kommandeur den Schritt. Sie haben einen Entschluß gefaßt ...

Kurz darauf trägt Soldat Graf das leere Kartenbrett, Kopfhaube, Pistolentasche, Doppelglas und Kartentasche. Er marschiert neben den Gefreiten Kupfer und Thiel, dem Funker und dem Melder, am Ende der Kolonne. Der Kommandeur befindet sich in der Gruppe. Er nickt dem Soldaten Graf zu, der nickt zurück.

Nach einigen Kilometern erhält der Spitzenspähtrupp von einer Höhe herab Feuer. Der Gegner! Eine Gruppe vielleicht. Der zweite Zug stürmt in Schützenkette den Hang hinauf. Ein kurzer Feuerwechsel, der Gegner weicht zurück.

„Das kann doch nicht alles sein, was der Gegner hier bietet!" Der Parteisekretär zuckt mit den Schultern.

Ohne noch mal auf den Gegner zu stoßen, erreicht das Bataillon das befohlene Waldgebiet. Es ist bereits dunkel. Sicherungsposten ziehen auf. Plötzlich MPi-Feuerstöße! Eine weitere Diversantengruppe, wie erwartet. Nach kurzem Feuerwechsel ist der Überfall abgewiesen. Am Tage darauf. Das Bataillon ist in die Kaserne zurückgekehrt. Es hat seine Übungsaufgabe ausgezeichnet gelöst, schätzt der Regimentskommandeur ein. Findigkeit und Entschlußfreudigkeit des Kommandeurs waren für alle Offiziere vorbildlich.

Wir wollen voneinander lernen!

Auf dem Schießplatz eines in der DDR stationierten sowjetischen motorisierten Schützenbataillons sind Gäste eingetroffen. Angehörige des Bataillons Leuschner besuchen ihre Waffenbrüder. Nach dem Plan der Zusammenarbeit, der seit Jahren regelmäßig erneuert wird, findet heute ein Erfahrungsaustausch mit Gefechtsschießen statt.

Bereits auf dem Schießtrainingsplatz sahen die deutschen Genossen einige Neuheiten, darunter ein automatisches Zielgerät und eine Panzerbüchse mit Einstecklauf. Nun folgt das Einzelgefechtsschießen. Interessiert hört Major Leuschner zu, was ihm Stabsfeldwebel Neue übersetzt. („Wenn ich doch selbst erst so fließend Russisch könnte!")

Oberstleutnant Iwan Jefimow, der sowjetische Bataillonskommandeur, erklärt Aufbau und Ablauf der vorgesehenen Schießübung. Nicht anders als bei uns, denkt Genosse Leuschner. Doch dann merkt er auf. Hatte er richtig gehört? Mit der MPi während des Laufens schießen? Das ist im Schießkurs der NVA nicht enthalten. Er wiegt den Kopf hin und her.

„Nun, was ist?" fragt lachend Oberstleutnant Jefimow in gebrochenem Deutsch.

„Das steht nicht in unserer Schießvorschrift! Wir schießen aus dem kurzen Halt im Anschlag stehend oder kniend. Das andere ist wie bei uns."

„Wir zeigen Ihnen das!" gibt Jefimow zurück.

„Nun gut, wir werden zusehen und es dann selbst probieren. Aber für das Ergebnis kann ich nicht garantieren! Wir werden wahrscheinlich schlecht schießen", läßt Genosse Leuschner den Stabsfeldwebel übersetzen.

„Gut oder schlecht schießen — darum geht es hier nicht! Wir zeigen Ihnen, wie wir unsere Soldaten ausbilden. Wir wollen voneinander lernen. Das ist die Hauptsache!"

Und Iwan Jefimow erklärt sogleich die Technik des Vorgehens: Leicht federnd laufen, kurze, schnelle Schritte, den Oberkörper aufrecht, mit dem Hüftgelenk Unebenheiten ausgleichen, dann kann man gut zielen.

Wenig später kracht der erste Schuß. Katzengewandt überwinden die sowjetischen Soldaten das Gelände. Sie bekämpfen alle Ziele.

„Das schaffen wir nie!" bemerkt Unterfeldwebel Fischer, ein Gruppenführer, beim Zusehen. Auch andere Genossen zweifeln. Doch Major Leuschner flößt ihnen Mut ein:

„Nicht auf Anhieb, das ist klar. Aber ihr könnt doch schießen, Genossen! Vertraut auf euer Können! Wir wollen uns nicht blamieren!"

Nun beziehen die Gäste die Feuerlinie. Ein sowjetischer Sergeant unterstützt Unterfeldwebel Fischer als Aufsichtshabender beim Schützen. Und die deutschen Genossen schießen ebenfalls im Laufen, so gut sie können. Sie erfüllen die Übung, wenn auch nicht ganz so gut wie ihre sowjetischen Freunde.

„Charascho!" ruft Oberstleutnant Jefimow, als ihm Major Leuschner nach dem letzten Schuß entgegenkommt. Der Major lacht.

„Das werden wir noch trainieren!"

Mit neuen Erfahrungen, dem Termin des nächsten Treffens und drei Exerziergranaten mit Einstecklauf für die Panzerbüchse im Gepäck, kehrt die Delegation in die Kaserne zurück.

Kino heute später

Wachsende Berge Erde und Stapel von quadratförmigen Rasenstücken. Und die Lastkraftwagen bringen stündlich neue „Fracht".

Die Soldaten haben Stahlhelm und MPi gegen Spaten, Schaufeln und Spitzhacken vertauscht. Seit fünf Wochen sind sie zu Erdarbeiten im Übungsgelände. Ein Sondereinsatz. Etwa 17 000 m³ Erde sind zu bewegen.

„Was wir hier tun, ist eine Schlußfolgerung aus der imperialistischen Aggression Israels gegen die arabischen Staaten. Jeder Tag, den wir früher fertig werden, ist ein Gewinn für unsere Gefechtsbereitschaft. Die Parteileitung hat deshalb das Ziel gestellt, die Arbeiten zwei Tage vorfristig abzuschließen", erklärte Major Leuschner bei Beginn der Arbeit vor dem Bataillon. Der Beschluß der Parteileitung, der er selbst angehört, fand offene Ohren und Herzen. Alle Genossen packten in den vergangenen Wochen kräftig zu.

Heute nun ist Endspurt. Doch es ist bereits

18 Uhr 30, und sie haben es doch nicht ganz geschafft.
Der Kommandeur streicht sich die schweißnassen Haare aus der Stirn. Prüfend sieht er über den „Buddelplatz". ‚Noch anderthalb Stunden höchstens. Aber einmal muß Feierabend sein! Seit früh um fünf, das ist lange genug!'

„Was wollen wir nun machen?" fragt er Hauptmann Cziborra, der neben ihm schaufelt.

„Fragen wir doch die Soldaten!"

„Was machen wir nun, Jungens?" fragt er dann in die Runde, als alle Werkzeuge ruhen. „Eigentlich wäre Feierabend. Aber heute läuft unser selbstgestellter Termin ab. Noch eine gute Stunde, und es wäre geschafft. Was meint ihr?" Gemurmel, zweifelnde Gesichter, zaghafte Äußerungen. „Das bißchen könnten wir morgen machen!" – „Keinen Feierabend hat man!" – „Morgen, da haben wir trotzdem einen Tag Vorsprung!"
„Um halb acht ist Kino, Genosse Major! Wenn sich das verschieben ließe . . ." wirft Gefreiter Wolfgang Fahrens, Werferführer im Granatwerferzug, in die Debatte.
„Einverstanden!" – „Das ist was anderes!" – „Da würden wir noch mal 'ranklotzen!" raunt es durch die Menge.
Der Kommandeur sieht den Parteisekretär fragend an. Der hat sich schon entschlossen: „Ich fahre gleich ins Lager, damit der Termin verschoben wird."
Damit ist das Stimmungsruder herumgerissen. Die Genossen sind einverstanden. Noch einmal spucken sie in die schwieligen Fäuste. Als es dunkel wird, läßt der Kommandeur mit drei LKW das „Gefechtsfeld" beleuchten.

Auf der Oberkante des Erdwalles verlegt ein Trupp Soldaten die letzten Rasenstücken. Ein kleines Fleckchen nur lassen sie frei.
„Das letzte Stück für den Kommandeur!" ruft einer. Alle schauen zu ihm hin. Der Major lacht. Ohne zu zögern, klettert er die schräg am Hang liegende Leiter hinauf.
An der Stirnseite des Walles zieht ein Trupp die vorbereitete Richtkrone hoch.
„Bravo!" – „Klasse!" Die Soldaten klatschen. Geschafft!
Das Kino beginnt pünktlich um 20 Uhr 30.

Rastlos vorwärts

„Das war eine Stimmung damals!"
Rolf Leuschner spielt mit einem Bleistift, der auf seinem Schreibtisch liegt. Er erinnert sich gerne jener harten fünf Wochen. Sie trugen dazu bei, „Bestes Bataillon" zu werden.
„Unsere Ergebnisse wären besser ausgefallen, wenn wir die Arbeit manchmal gründlicher organisiert hätten. Einige Maßnahmen rutschten uns teilweise durch die Finger. Schießaufgaben, Sportabzeichen, Schützenschnüre, Schwimmabzeichen . . ." zählt er auf und fährt mit der flachen Hand durch die Luft, als wolle er sie zerschneiden. Die Führungsarbeit muß verbessert werden, schlußfolgert er.
Im neuen Ausbildungsjahr sind die Aufgaben



gewachsen. Die Kampfkollektive festigen, gefechtsnah ausbilden, das physische und psychische Leistungsvermögen aller Armeeangehörigen steigern, Waffen und Kampftechnik mit höchstem Nutzeffekt beherrschen — das verlangt auch vom Bataillonskommandeur, seine Arbeitsweise entsprechend zu verbessern.
„Ich muß die Offiziere und Unteroffiziere mehr zu selbständiger Arbeit zwingen", fährt er fort und sieht mich offen an. „Hauptmann Cziborra hielt mir das neulich erst unter die Nase. Erziehung der Erzieher, das ist eine meiner Hauptaufgaben."
Plötzlich steht der Major auf und holt eine Mappe aus dem Panzerschrank. Stundenbilder, nach denen die Ausbilder jetzt arbeiten. Was will er damit? Sind sie nicht eine Hilfe?
„Das schon", meint Rolf Leuschner. „Aber darin liegt auch eine Gefahr. Manche Unteroffiziere und auch Offiziere l e s e n jetzt n u r noch vor. Aber ihre persönliche Vorbereitung? Jeder Ausbilder muß sich den Stoff selbst erarbeiten, ihn gründlich durchdenken, wenn die Soldaten davon profitieren sollen. Hier werde ich dranbleiben."
Während der Major spricht, blättert er in seinem Arbeitsbuch. Endlich hat er gefunden, was er suchte. Notizen über eine Anregung, die er aus dem tschechoslowakischen „Ernst-Thälmann-Regiment" mitbrachte. Dort führen die Zug- und Gruppenführer mit den jungen Rekruten sogenannte Einstellungsgespräche. Dabei kommen Dinge zur Sprache, die nicht in den Kaderunterlagen stehen: Welches Musikinstrument der Soldat spielt, wieviel Geld er bisher verdiente, welche Bücher er kennt, welche Fußballmannschaft seine größte Sympathie besitzt . . . Nebensächlich?
„Bei den Herbsteinstellungen führten unsere Zug- und Gruppenführer solche Gespräche. Das Ergebnis war gut. Sie erhielten ein umfassendes Bild über die Persönlichkeit der Soldaten, ihre Interessen und Vorstellungen. Das Vertrauen ist enger, persönlicher, herzlicher geworden. Die Soldaten sind mit mehr Begeisterung, mit mehr Initiative bei der Sache. Das wird uns helfen, die höheren Aufgaben in diesem Jahr erfolgreich zu lösen."
Der Kommandeur betrachtet die führende Position seines Bataillons im Truppenteil nicht als sanftes Ruhekissen. Sie ist für ihn vielmehr Ausgangspunkt zu noch größeren Leistungen.
Auch während unseres Gespräches sah Major Leuschner mehrmals unruhig auf die Uhr. Nach seinem Tagesarbeitsplan, der vor ihm liegt, will er die Schießausbildung in der zweiten Kompanie kontrollieren. Und wenn er sich etwas vorgenommen hat . . .



Ein Haus ohne Nummer

Von Wadim Koshewnikow

Wie Schiffe während einer Seeschlacht lagen sich die rauchenden Häuser gegenüber, und um jeden Quadratmeter wurde erbittert gekämpft. Der Todeskampf des Gebäudes, das von einer Salve schwerer Granatwerfer getroffen worden war, ähnelte der Agonie eines Schiffes, das mit Schlagseite unter einem Granathagel allmählich versinkt.

In dieser schon tagelang währenden Schlacht hätten viele Häuser so stolze Namen verdient, wie Kriegsschiffe sie oft tragen. Vor fünf Tagen war dieses Haus im Sturm wiedergenommen worden. Tote Faschisten lagen seitdem noch auf dem Dachboden herum, aber es war keine Zeit, sie beiseite zu schaffen, da der Feind erneut und wütend dagegen anrannte. Iwaschin lag neben dem MG und hielt die Straße unter Beschuß. Frolow, Selesnjow und Sawkin hielten die feindlichen MG-Schützen auf den Dächern der benachbarten Häuser durch gezieltes Feuer in Schach. Timkin saß neben dem Ofenrohr und lud die leeren Trommeln neu. Timkin war am Bein verwundet, deshalb saß er da und lud, obwohl er schreckliche Schmerzen hatte und eigentlich ruhig liegen mußte. Ein weiterer Verwundeter lag neben ihm in tiefer Ohnmacht und rang mit dem Tode.

Durch das zerschossene Dach fegte der Wind Schnee auf den Boden. Timkin kroch dort hin und sammelte den Schnee in ein Kochgeschirr, erhitzte es auf einem winzigen Lagerfeuer und gab Iwaschin Wasser fürs MG.

Die zahlreichen Durchschüsse hatten das Dach zerlöchert, und so kam es ihnen auf dem Dachboden immer heller vor.

Fünf Tage zuvor hatte Iwaschins Sturmgruppe zunächst den Dachboden dieses Hauses durch einen gewagten und erfolgreichen Handstreich in ihren Besitz gebracht. Während im unteren Geschoß der Nahkampf um eine deutsche Panzerabwehrkanone tobte, waren diese vier Männer – zwei über die Feuerleiter und zwei an der Dachrinne entlang – bis zum Dachboden vorgedrungen und konnten die dort befindlichen feindlichen MG-Schützen erledigen. Sie blieben dort, während ihre Kameraden im Erdgeschoß Stellung bezogen. Wer im Krieg war, der kennt das unvergleichliche Siegesgefühl. Iwaschin wurde ganz pathetisch vor Stolz und wandte sich an seine Männer: „Genossen, dieses Haus, das wir von den Okkupanten gesäubert haben, ist kein einfaches Haus." Iwaschin wollte eigentlich sagen, daß dieses Gebäude von sehr großer taktischer Bedeutung war, da es über die ganze Umgegend herausragte und sie gleichsam beherrschte, doch erschien ihm diese Formulierung allzu nichtig. Er suchte nach anderen Worten, nach feierlichen und gehobenen Ausdrücken.

„Dies ist ein historisches Haus", sagte er schließlich und umfing die kugeldurchlöcherten Wände mit einem begeisterten Blick.

Sawkin sagte: „Ich erkläre: Wir wollen den sowjetischen Menschen, die hier gelebt haben, keine Schande machen!" Und Frolow fügte hinzu: „Also, beißen wir uns mit den Zähnen an jedem einzelnen Stein fest!"

Selesnjow nickte und murmelte: „Sehr angenehm, daß es ein so besonderes Haus ist."

Timkin aber – da war sein Bein noch heil gewesen – hatte sich niedergebeugt und vom Boden einen arg zerbeulten Kochtopf aufgehoben und sorgsam aufs Fensterbrett gestellt.

Die Faschisten wollten das Haus unbedingt wiedererobern. Gegen Morgengrauen wurden die anderen sowjetischen Soldaten wieder in den ersten Stock verdrängt. Am dritten Tag mußten sie sich ins zweite Stockwerk zurückziehen, und als die Soldaten schließlich bis zum Dachboden zurückweichen mußten, befahl Iwaschin, die Deutschen überraschend im Rücken anzugreifen. Die vier Sowjetsoldaten ließen sich vom Dach hinunter auf die Erde, jeder an einer anderen Ecke und drangen von unten ins Haus ein. Die anderen Soldaten auf dem Dachboden rafften Heu zusammen und brannten es an. Die brennenden Bündel warfen sie über die Bodentreppe hinunter.

Das brachte die Faschisten in Verwirrung, sie flüchteten nach unten und drängten sich um die Panzerabwehrkanone. In diesem Moment explodierte eine sowjetische Handgranate und verstreute rings um sich fast zweitausend Splitter.

Iwaschin ließ Selesnjow und Frolow bei der deutschen Panzerabwehrkanone zurück und ging mit den anderen beiden Soldaten wieder auf den Boden hinauf, zum MG und zu den Verwundeten.

Ein deutscher Panzer, der sich hinter der Ecke des Nachbarhauses verborgen hielt, schoß nun mit Thermitgranaten. Der Dachboden geriet in Brand. Iwaschin befahl, die Verwundeten zuerst in den dritten Stock, dann in den zweiten Stock zu bringen. Doch auch aus dem zweiten Stockwerk mußten sie weichen, weil der Brand sich bis dahin durchfraß. Im untersten Geschoß ballerten Selesnjow und Frolow gegen den Panzer los, sobald sie die Kanone zur Tür hingeschoben hatten. Der Panzer wich nach jedem

Schuß wieder hinter die Hausecke zurück. Timkin, der auf einem Bein am Fenster gestanden und aus der MPi geschossen hatte, setzte sich auf den Fußboden und sagte, er könne da nicht mehr zusehen und wolle dem Panzer entgegenkriechen, um ihn zu sprengen.
„Wenn du bloß vor Schmerzen halb irre bist, dann können wir gern auf dich verzichten", bemerkte Iwaschin.
„Nee, irre bin ich nicht", antwortete Timkin, „es ärgert mich bloß, daß der Halunke aus dem Hinterhalt feuert."
„Na, dann ist das was anderes", sagte Iwaschin. „Dann habe ich nichts dagegen, daß du gehst . . ."
„Gehen kann ich ja nun am wenigsten", korrigierte ihn Timkin, unter Schmerzen lächelnd.
Und so ging er in die Ecke, wo die schweren Panzerabwehrgranaten lagen. Er wählte eine aus, kam zurück, gab sie aber nicht Timkin, sondern rieb sie eifrig mit seinem Taschentuch blank.
„Verzögere die Sache nicht", mahnte Timkin, der ihm die Hand schon eine Weile entgegenstreckte. „Oder willst du ihr noch 'n Bändchen umbinden?"
Iwaschin legte die Granate aus einer Hand in die andere und sagte dann: „Nein, ich mach es lieber selber."
„Wie du willst", meinte Timkin. „Bloß hab ich's weit schwerer, auf einem Bein zu stehn."
„Dann leg dich doch hin."
„Ich würde schon, aber wenn sie einem dicht am Ohr vorbeiballern, geht mir das auf die Nerven." Und vorsichtig nahm Timkin die schwere Granate Iwaschin aus der Hand. „Laß dich wenigstens bis zur Tür tragen."
„I wo, laß mich los, nun kann ich schon selber weiter", sagte Timkin, doch dann fragte er verwundert: „Wieso knutschst du mich ab? Bin ich etwa 'n Weib oder ein Toter?" Vom Hof her rief er aber noch zurück: „Daß ihr mir in meiner Abwesenheit ja keine Konserven futtert! Ich komme nicht zurück, wenn ihr mir nichts vorzusetzen habt!"
Das Mündungsfeuer aus der Kanone des Panzers erhellte den Schnee, der vom Widerschein des brennenden Hauses ganz rosa gefärbt war, und auch der auf dem Schnee ausgestreckte Mann war deutlich zu sehen.
Die Decke erbebte vom Gepolter der im Obergeschoß einstürzenden Balken. Qualm, in der Dunkelheit unsichtbar, trieb ihnen Tränen in die Augen und drang voll giftiger Beize in Nasenlöcher, Mund und Lungen ein.
Am Treppengeländer brannte das Feuer jetzt lichterloh. Es kam heruntergeschlichen wie eine behende Katze. Iwaschin trat zu Selesnjow und sagte:
„Halt mal 'n bißchen höher, ungefähr auf den Turm, damit du Timkin nicht triffst. „Klar", sagte Selesnjow. Dann fügte er hinzu: „Ich möchte fast weinen. So ein Kerl!"
„Weinen werden wohl die da", sagte Iwaschin. „denn der heizt ihnen ein."

Illustration: Karl Fischer



Das Krachen einer detonierenden Granate ist schwer zu beschreiben. zumal wenn das Geschoß wenige Schritt von einem entfernt explodiert. Im Fallen glaubte Iwaschin, sein Kopf müsse zerspringen von dem Getöse. dann versetzte es ihm einen Stoß, und rings um ihn tauchte alles unter in blendend rotem Licht. Die Granate aus dem Panzer hatte genau unter dem Geschützrohr eingeschlagen und es beiseite geschleudert. Aus der Rohrrücklaufbremse floß Öl aus, das sofort aufflammte. Selesnjow lehnte stehend an der Wand und versuchte, den verwundeten linken Arm mit der Rechten anzuheben: dann ergriff er einen am Boden stehenden Gummibaum. riß ihn mitsamt den Erdballen aus dem Topf und versuchte. die Flammen mit dem von Erde umgebenen Wurzelstock auszudrücken.

Iwaschin saß auf dem Fußboden und hielt sich den Kopf mit beiden Händen. Er schwankte hin und her. Plötzlich fragte er: „Hat's schon geknallt?"

Selesnjow, ein Bindenende zwischen den Zähnen, umwickelte gerade seinen verwundeten Arm und gab keine Antwort. Als er fertig war. sagte er: „Leg' du mir 'ne Sprengkapsel in die Granate, mit einer Hand schaffe ich es nicht."

„Hat er den Panzer abgeschossen?" forschte Iwaschin weiter.

„Ich höre nichts". sagte Selesnjow. „Aus meinem Ohr fließt Blut."

„Und ich bin wie behämmert", meinte Iwaschin. „Gleich werd' ich kotzen müssen." Er ließ sich auf den Fußboden nieder. Als er den Kopf wieder hob, sah er Timkin neben sich und staunte nicht einmal. sondern fragte nur: „Lebst du?"

„Und ob". sagte Timkin. „Habt ihr was dagegen, wenn ich mich 'n bißchen hinlege?" – „Hau' dich hin". sagte Iwaschin und versuchte. sich zu erheben.

Selesnjow legte seine MPi auf's Fensterbrett und schoß in Hockstellung. Der kurze Lauf der MPi schlug in kurzen Abständen bei jeder Schußfolge auf das Fensterbrett auf, da Selesnjow die Waffe nur in einer Hand halten konnte. Iwaschin nahm Selesnjow bei der Schulter und schrie ihm ins Ohr:

„Kannst du mich hören?" Und Selesnjow nickte stumm mit dem Kopf.

„Geh zu den Verwundeten!" sagte Iwaschin.

„Ich kann sie sowieso nicht pflegen."

„Na, geh schon."

„Die sind ja eh' bewußtlos."

Iwaschin befahl Frolow, alles Mobiliar und alles vorhandene Holz vor den Fenstern und Türen zusammenzutragen.

„Sollte man mit solcher Barrikade vor denen sicher sein?" zweifelte Frolow.

„Führen Sie den Befehl aus!" sagte Iwaschin forsch. Als die Barrikade fertig war, nahm Iwaschin. eine Brandflasche und wollte sie an der Ecke eines am Boden liegenden Schrankes zerschlagen. Doch Frolow gebot ihm Einhalt und sagte: „Schade um die Flasche. Gestatten Sie, daß ich das mit 'ner Steppdecke tue. Die tauche ich ins Öl."

Sobald die Barrikade brannte. trat Sawkin zu Iwaschin.

„Genosse Kommandeur, verzeihen Sie mir den Kleinmut, aber ich halt's nicht mehr aus. Erlauben Sie. daß ich mich ihnen entgegenwerfe!"

„Was halten Sie nicht mehr aus?" fragte Iwaschin.

„Das da". gab Sawkin mit einem Kopfnicken gegen das Feuer zur Antwort.

„Wieso, sind wir etwa Altgläubige? Ich will doch den Leuten nur 'ne Ruhepause gönnen! Sehen die Deutschen das Feuer. dann lassen sie das Geballer sein", sagte Iwaschin laut und wütend.

„Ah. bloß so zum Schein wollen Sie . . .?" sagte Sawkin, nun schon lachend.

„Zum Schein", gestand Iwaschin dumpf.

Die Luft war schon zum Ersticken. An den Wänden wand sich die Flamme hoch und loderte aus dem Erdgeschoß ins Freie. Kamen Windstöße. so trieb es dicke Schwaden in die Dunkelheit hinaus. Überzeugt, daß es mit den Verteidigern des Hauses aus sei. richteten sich die feindlichen Soldaten am Steinfundament des eisernen Gitterzaunes eine Stellung ein. Plötzlich sprangen aus den Fenstern des Hauses, den schwankenden Feuervorhang zerreißend, vier Männer heraus und warfen sich auf die Faschisten. Den letzten, der flüchten wollte, holte Frolow ganz in der Nähe des eisernen Gitterzaunes ein und hieb ihm die Brandflasche über den Kopf. Flammenlodernd rannte der andere noch ein Stück weiter, bis er hinfiel. Auch Frolow mußte sich in den Schnee werfen und wälzte sich herum. um seine Sachen. die von einzelnen Spritzern aus der Flasche in Brand geraten waren, zu löschen. Sawkin. der hinter dem deutschen MG lag, sagte zu Iwaschin: „Mir ist. als hätt' ich Ruß ins Gehirn gekriegt. so brummt mir der Kopf!"

Selesnjow kam auf die Straße hinaus und stützte mit dem heilen Arm Timkin.

„Was schleifst du ihn denn raus?" schrie Iwaschin ihm über die Schulter zu.

„Es geht ihm schon wieder besser". sagte Selesnjow. „Der wird bei mir Nummer zwo. Liegen müssen wir sowieso. und an der frischen Luft ist's immer besser."

Einige Stunden später griffen die Deutschen wieder an. Und wieder mußten die Verteidiger des Hauses unter dem Ansturm in das ausgebrannte Gebäude zurückweichen. Statt des Fußbodens gähnte ihnen nun ein Loch voller Asche und noch warmer Granatsplitter entgegen. Die Soldaten stellten sich auf die heißen Eisenträger an den Fensternischen und feuerten weiter.

Als Sawkin, ohne sich direkt an einen bestimmten Kameraden zu wenden. kläglich bemerkte: „Ich bin nicht verwundet. aber ich sterbe bald. wenn ich nicht endlich 'n bißchen schlafen kann!" wunderte sich niemand über diese Worte.

Und als Timkin sagte: „Ich bin todmüde. Aber das Bein tut mir weh, deshalb könnte ich gar



nicht einschlafen", staunte auch keiner. Selesnjow, der sehr fror nach dem hohen Blutverlust, sagte mit klappernden Zähnen: „In diesem Haus gibt es 'ne gute Heizung. Holländische Kachelöfen. Hier war's ganz schön warm."

„Was haben wir schon davon, was hier mal war . . .", sagte Frolow.

„Wenn's schon ein historisches Haus ist, wird's sowieso wieder aufgebaut", zischte Sawkin erbost. „Der Brand ist ganz unbedeutend, Hauptsache, die Mauern sind ganz."

„Du schlaf lieber", sagte Timkin. „Sonst stirbst du uns noch weg. Ob's nun ein historisches Haus ist oder nicht – halt dich befehlsgemäß, punktum."

„Richtig", sagte Iwaschin.

„Ich murre ja nicht gegen den Befehl", erklärte Sawkin. „Ich sag doch nur, daß es einem nur angenehm ist, wenn sich's um 'n historisches Haus handelt."

Viermal hatten die Deutschen versucht, die Verteidiger des Hauses auszuräuchern, und viermal wichen sie wieder zurück. Beim letzten Versuch waren sie sogar bis ins Haus vorgedrungen. In der Dunkelheit wußten die Faschisten nicht, wohin sie schießen sollten. Als sie wieder hinaussprangen, stand ein schwarzer Schatten in der Fensterhöhle. Er hielt in einer Hand die MPi und gab Einzelschüsse ab wie aus der Pistole. Als er herabsprang, erschien an seiner Stelle eine andere schwarze Gestalt. Dieser Mann stand auf einem Bein und stützte sich mit einem Arm gegen das Gesims. Auch er handhabte die MPi wie eine Pistole und schoß freihändig, mit nur einer Hand.

Erst gegen Morgengrauen konnten die sowjetischen Truppen den jenseits des Flusses gelegenen Stadtteil einnehmen und zu ihren Kameraden, die in den Widerstandsnestern überlebt hatten, vorstoßen. Es schneite in dichten, weichen, fast warmen Flocken. Weich und zärtlich legte sich der Schnee auf die rauchgeschwärzten, entstellten Gebäude. Panzer rollten durch die Straßen. Dann folgten Schlepper. Die Geschütze, die sie hinter sich herzogen, schwenkten ihre langen Rohre, als verbeugten sie sich vor diesen Häusern.

Auf dem Steinfundament des Eisengitters, das das ausgebrannte Haus umgab, saßen drei Soldaten. Ihre Bekleidung war geschwärzt und zerschlissen. Ihre Gesichter waren ausgemergelt, ihre Köpfe hintenübergebeugt, mit geschlossenen Augen saßen sie da. Sie schliefen. Zwei andere Soldaten lagen direkt auf dem Schnee. Ihre Augen waren offen, und in ihnen stand wilder Schmerz geschrieben.

Als das Sanitätsauto näherkam, zupfte einer der beiden im Schnee liegenden Soldaten einen der drei Schlafenden am Bein. Der Schlafende erwachte und trat mit schwankenden Schritten auf die Straße, hob die Hand und hielt eins der Sanitätsautos an. Der Wagen näherte sich dem Zaungitter. Zuerst legten die Sanitäter diejenigen auf die Bahre, die im Schnee lagen, dann wollten sie die am Zaungitter Sitzenden mit den hintenübergebeugten Köpfen und den fest geschlossenen Augen wegtragen, doch Iwaschin, der das Auto angehalten hatte, sagte zum Sanitäter:

„Die zwei rühren Sie lieber nicht an."

„Warum?" fragte der Sanitäter verwundert.

„Die sind heil. Bloß elend müde sind sie, müssen bloß mal ausschlafen." Er bat sich von dem Sanitäter drei Papyrossi aus. Eine davon rauchte er selber, und die anderen beiden legte er den beiden Schläfern zwischen die welken Lippen. Dann sagte er, zum Fahrer des Sanitätswagens gewandt: „Fahr recht vorsichtig! Bedenk: Das sind besondere Leute!"

„Klar", sagte der Fahrer.

„Na, schon gut", sagte Iwaschin. „Halt dich nicht weiter auf, fahr los."

Lange rüttelte dann Iwaschin die Schlafenden wach. Sawkin mußte er sogar die Ohren mit Schnee einreiben, doch der versuchte sich in seiner Schlaftrunkenheit immer loszureißen und an Ort und Stelle im Schnee auszustrecken. Dann gingen sie los, und der Schnee fiel in weißen Flocken, und sie kamen an ebenso rauchschwarzen Gebäuden vorüber, wie ihr Haus gewesen war, das Haus, das sie verteidigt hatten. Jedes dieser Häuser hätte es verdient, daß man es mit stolzen Namen benannt hätte, so wie das bei Kriegsschiffen üblich ist. Etwa: „Ruhm", „Wagemut", „Tapferkeit" oder – warum wohl nicht? – „Gawriil Timkin", „Ignati Iwaschin", „Georgi Sawkin"! Das sind doch auch stolze Namen. Was Sawkin betraf, so trat dieser auf eine Frau mit einer Männerschapka zu und fragte sie ausgesucht höflich: „Haben Sie die Güte, Bürgerin, und sagen Sie: Sind Sie eine Hiesige?"

„Ja, ich stamme von hier", sagte die Frau, die ein schweres Bündel schleppte.

„Dann gestatten Sie zu fragen, wer in diesem Haus da gewohnt hat!" Und er wies auf „ihr" Haus, das sie verteidigt hatten.

„Das war ein Wohnhaus, mit Mietern drin. Ganz einfache russische Menschen wohnten da."

„Ist aber ein recht altes Haus", sagte Sawkin bedauernd.

„Wenn's ein so altes Haus gewesen wär', brauchte man's nicht so zu bedauern", sagte die Frau bekümmert. „Aber das ist erst kurz vor dem Krieg gebaut worden. Es war ein sehr schönes Haus!" Und plötzlich warf sie ihr Bündel hin, richtete sich auf und jammerte verwirrt: „Ach, du lieber Genosse, was stehen wir hier und ich plappere hier von einem Haus, laß dich lieber erst mal ordentlich umarmen, mein Lieber!"

Als Sawkin die Kameraden einholte, fragte Iwaschin: „Hast wohl 'ne Bekannte getroffen?"

„I wo, hab bloß 'ne Auskunft eingeholt . . ."

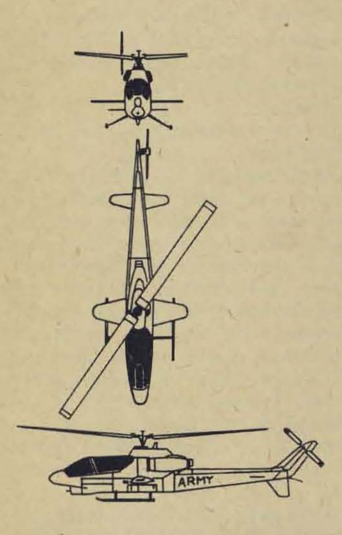
Dichte weiße, fast wärmende Flocken schneite es, und alle drei hätten sich am liebsten in diesen flaumigen Schnee gelegt und geschlafen, richtig ausgeschlafen. Doch sie gingen weiter, gingen dorthin, an den Stadtrand, wo noch immer das trockene Getacker der MGs und das dumpfe Seufzen der Geschütze zu hören waren. (1943)

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1968 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Bell AH-1 G „Huey Cobra" (USA)





Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2500 kg
Rüstmasse	4310 kg
Länge	13,54 m
Spannweite	3,42 m
Höhe	3,57 m
Rotordurchmesser	13,41 m
Max. Geschwindigk.	352 km/h
Reichweite max.	860 km
Gipfelhöhe	2195 m
Triebwerk	1 Turbine Lycoming T 53-L-13, 1400 Wellen-PS
Bewaffnung	1x 7,62 mm MG oder 40-mm-Gewehrgranatwerfer und Raketen im Rumpfbug, MG, 20-mm-Kanonen, PALR wahlweise unter den Stummelflügeln
Besatzung	2 Mann

Der Kampfhubschrauber Bell AH-1 wurde speziell für den Aggressionskrieg in Vietnam geschaffen. Sein Aufgabenbereich reicht vom Begleitschutz der Transporthubschrauber über Erdkampfaufgaben bis zur Sicherung der Erdeinsätze. Besondere Panzerung sowie eine geringe Infrarotabstrahlung des Triebwerkes sollen die Abschußquote gering halten.

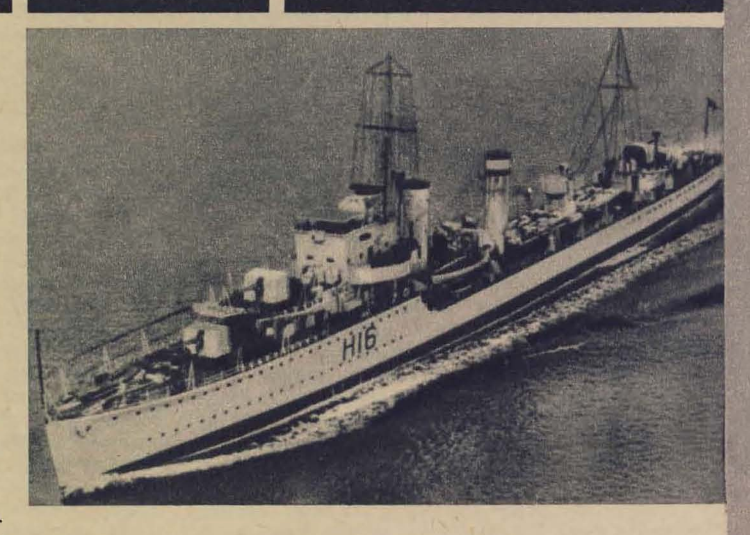
ARMEE-RUNDSCHAU 2/1968 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

Zerstörer „Daring" (England)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	1375 ts
Länge	99 m
Breite	9,9 m
Tiefgang	2,5 m
Geschwindigkeit	35,5 sm/h
Fahrstrecke	5400 sm
Bewaffnung	4x 120-mm-Geschütze; 1x 76-mm-Flak; 6 MG; 8 Torpedorohre 533 mm in Vierlingssätzen

Die Zerstörer der D-Klasse (9) liefen 1932 vom Stapel, 1933 erfolgten z. T. Umbauten. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges hatte England 159 Zerstörer, 24 waren im Bau.



ARMEE-RUNDSCHAU 2/1968

TYPENBLATT

PANZERFAHRZEUGE

Schwerer Panzer iS III/1944 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	45,8 t
Länge (gesamt)	10 000 mm
Länge (Wanne)	6670 mm
Breite	3200 mm
Höhe	2440 mm
Geschwindigkeit	40 km/h
Fahrbereich	190 km
Kletterfähigkeit	1000 mm
Steigfähigkeit	30 . . . 36°
Uberschreitfähigkeit	2500 mm
Watfähigkeit	1300 mm
Panzerung	30 . . . 120 mm
Motor	12-Zyl.-Diesel W-2-IS, 600 PS
Bewaffnung	1x 122-mm-Kanone; 1 MG 12,7 mm; 1 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann



Der IS-III war das letzte Glied der Baureihe KW-IS. Ende 1944 wurde mit der Einführung in die Truppe begonnen. Der Panzer griff nicht mehr aktiv ins Kampfgeschehen des zweiten Weltkrieges ein und wurde auch nach Kriegsende nicht in Großserie gebaut.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1968

TYPENBLATT

ARTILLERIEWAFFEN

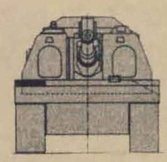
SFL VK 155 Bofors (Schweden)

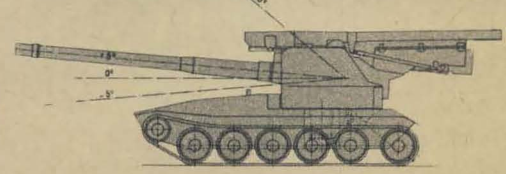
Taktisch-technische Daten:

Masse (max.)	49,2 t
Länge (gesamt)	11 000 mm
Breite	3300 mm
Höhe	3150 mm
Geschwindigkeit	35 km/h
Bodenfreiheit	400 mm
Motor	Diesel 300 PS und Gasturbine 300 PS (einzeln oder zusammen)
Bewaffnung	155-mm-Geschütz L/50
Anfangsgeschwindigkeit	860 m/s
Kadenz	15 Schuß/min
max. Schußweite	25 km
Kampfsatz	14 Granaten
Besatzung	6 Mann



Das Geschütz arbeitet automatisch. Die Granaten werden aus dem am hinteren Teil befindlichen Magazin zugeführt und angesetzt. Die Serienausfertigung (Zeichnung) unterscheidet sich vom Prototyp (Bild) durch Änderungen an der Wanne und dem Fahrwerk.







Die sowjetischen
Streitkräfte
sind im Jahr 51
ihres Bestehens
mit allen Mitteln der
modernen Kriegstechnik
ausgerüstet –
mit neuartigen Panzern
und Schützenpanzerwagen;
mit weitreichender
Artillerie aller Kaliber;
mit Flugzeugen,
die 3000 km/h fliegen und
Raketen unterschiedlicher
Bestimmung tragen;
mit Schiffen und U-Booten,
die nach neuesten
Erkenntnissen
der Naturwissenschaft und
Technik konstruiert sind;
mit Raketenkernwaffen,
die präzise in jeden
Winkel der Erde gelenkt
werden können. Das ist

Die stählerne Faust

DES SIEGREICHEN SOZIALISMUS

escheiden begann es, mit Wenigem. Säbel und Gewehre, zu wenig MG, ganze 1700 Kanonen und eine Handvoll veralteter Flugzeuge und Beutetanks standen am Anfang. Und trotzdem konterte diese Faust jeden, der es wagte, die Sowjetunion anzugreifen: Die Weißen und die Interventionstruppen von 14 imperialistischen Staaten. Die nächsten, die beutelüsternen japanischen Aggressoren, später die Weißfinnen und dann die deutschfaschistischen Heere, bekamen Konterschläge der Sowjetarmee zu spüren, die nicht nur richtig angesetzt waren, sondern auch von gewachsener Kraft zeugten.

Viel fleißiges Training, viel Mühen und Entbehrungen waren nötig, damit die stählerne Faust kampfstark wurde und blieb. Doch von Jahr zu Jahr erstarkte das wirtschaftliche Potential des Landes und damit die Kampfkraft seiner Armee.

Einen interessanten Einblick



Alarmstart! Die Frontfliegerkräfte verfügen über Flugzeuge mit Geschwindigkeiten bis zu 3000 km/h und mit starker Raketenbewaffnung.

◀ **Der politisch-moralische Faktor und die naturwissenschaftlich-technische Bildung sind eine zusätzliche Waffe der Sowjetarmee. In den Stäben und Leitzentralen des Manövers „Dnepr" arbeiteten Offiziere, von denen fast jeder einen Hochschulabschluß besitzt.**

Neues muß an Gutem erprobt werden. Der Raketenangriff gegen Panzer zeigte die Wirkung der „Arbeit" der Schlachtflieger.
▼


741



Angetreten zur Feldparade.



in die fünfzigjährige Geschichte der heute stärksten Militärmacht der Welt gab die Jubiläumsparade im vergangenen November. Vieles, was längst vergessen war, weckte Erinnerungen. Die MG-Wagen der Budjonny-Reiterei, einst eine bewegliche und gute Waffe, riefen doch nur noch ein Lächeln hervor angesichts der dann folgenden modernen Schützenpanzer mit Kanone und Panzerabwehrlenkrakete. Aus vier PS wurden hundert und mehr. War der Boden zu schwer, blieb auch der MG-Wagen stehen. Die Achtrad- und-Vollketten-SPW bezwingen jedes Gelände. Die aus den zwanziger Jahren stammenden „Bronewiki" – die steilwandigen und hochbeinigen Panzerautos – für damals eine Errungenschaft der Militärtechnik, haben mit den heutigen Aufklärungsfahrzeugen nur noch eines gemeinsam: vier Räder. Und doch wurde von der sowjetischen Verteidigungsindustrie in diesen Jahren der Grundstock für die gegenwärtige Bewaffnung gelegt. Die grundlegende Entwicklung der neuen Panzerfahrzeuge, Artillerie- und Raketenwaffen, der Luftstreitkräfte und Kriegsflotte fand vor und während des zweiten Weltkrieges statt. Darauf konnten die sowjetischen Waffenschmieden nach dem Kriege aufbauen.

Seit ungefähr einem Jahrzehnt stellt die Sowjetarmee alljährlich Waffensysteme vor, die in ihren Konzeptionen und im Wirkungsgrad unerreicht sind. Besonders das vergangene Jahr 1967 zeigte anschaulich die Militärmacht des Sozialismus.

Im Juli erregte die Flugschau in Domodedowo die Welt, im September fand das bisher größte Manöver unter dem Namen „Dnepr" statt. Von den Waffen und Geräten, die dort, teils im scharfen Schuß, erprobt wurden, konnte die internationale Öffentlichkeit auf der Jubiläumsparade einen Teil sehen: Schützenpanzer einer völlig neuen Generation, Geschütze und Geschoßwerfer mit großer Reichweite, Luftabwehrmittel gegen hoch- und tieffliegende Ziele und Raketenwaffen neuester Konstruktion. Alle diese Waffenarten hatten im Manöver ihre Bewährungsprobe abgelegt. In einem Manöver, das an Wirklichkeitsnähe alles bisherige übertraf. Auf einem Raum, zehnmal größer als unsere Republik, lieferten sich mot. Schützen-, Panzer- und Luftlandedivisionen im Zusammenwirken mit starken Raketen-, Artillerie- und Spezialtruppen „Schlachten", die das Ausmaß von Kampfhandlungen des zweiten Weltkrieges erreichten. In der Panzerschlacht bei Kursk z. B. trafen etwa 7000 Panzer aufeinander; im Manöver „Dnepr" waren es ebensoviele. 600 km Pipeline waren von den Rückwärtigen Diensten zur Treibstoffversorgung verlegt worden, und die Schützendivisionen marschierten in drei Nächten über 800 km.

Auch die Luftstreitkräfte demonstrierten ihren hohen Ausbildungsstand.

Das sind Tatsachen, und „Tatsachen sprechen eine harte Sprache", äußerte Leonid Breshnew vor den Absolventen der sowjetischen Militärakademien. Er betonte das nicht deshalb, um jemanden zu schrecken, sondern „weil die reale Sachlage so ist". Mögen sich das diejenigen hinter die Ohren schreiben, die im letzten halben Jahrhundert den Sowjetstaat mehrmals angriffen und sich immer blutige Köpfe holten.

Im Verband der angreifenden Truppen immer dabei: Fla-Raketen auf geländegängigen Startrampen.
Sie sichern das Vorgehen der Truppen der Landstreitkräfte gegen alle Angriffe des Gegners aus der Luft.
◀

Nachdem die erste und zweite Staffel den Dnepr mit Amphibienfahrzeugen überwunden hatten, bauten die Pioniere in kurzer Zeit kombinierte Brücken für den Eisenbahn- und Fahrzeugverkehr.
▼

Schwerarbeit leisteten die Artilleristen. Verschoß z. B. die Artillerie zu Beginn des zweiten Weltkrieges etwa 1700 kg Munition bei einer Salve, so sind es heute 53 000 kg je Salve (ohne Kernmunition).

INTERESSANTE BÜCHER !

ELECTRONICUM

784 Seiten, 1000 Abb., Lederin etwa 19,80 Mark

Dieses enzyklopädische Nachschlagewerk über die Nachrichtentechnik und Elektronik wurde speziell für den Amateur geschaffen, wird jedoch auch den Angehörigen der Nachrichteneinheiten der Nationalen Volksarmee sowie den Fachleuten in der Industrie ein unentbehrlicher Helfer sein.

BESTELLZETTEL C 813

Auf Postkarte geklebt senden an:

BUCHHAUS LEIPZIG

701 Leipzig · Postfach 140

Senden Sie bitte gegen Nachnahme auf Grund Ihres Angebotes C 813:

Stück	Mark
. . . Electronicum	etwa 19,80 C-86
. . . Navigation	etwa 24,– C-86
. . . Stache, Typenbuch	etwa 9,80 C-86
. . . Woitelle, Kriegsschiff	etwa 12,– C-86
. . . Dänhardt, Fein	etwa 4,80 C-86
. . . Poche, Wartesaal	etwa 12,90 C-86

Achtung! Vergessen Sie nicht, Ihre genaue Anschrift mit Namen, Vornamen, Postleitzahl, Ort, Straße und Hausnummer anzugeben!

NAVIGATION AUF EINSITZIGEN FLUGZEUGEN

Etwa 272 Seiten, Lederin etwa 24,– Mark

Der Übergang auf Überschallflugzeuge und automatisierte Navigations- und Leitverfahren erfordert eine gründliche Ausbildung aller Flugzeugführer. Es wird die Tätigkeit des Flugzeugführers bei der Flugvorbereitung und während des Fluges für die Anwendung aller Navigationsverfahren dargestellt.

TYPENBUCH DER RAUMFLUGKÖRPER

Stache/Pfaffe

Teil II – 1964 bis 1966

Etwa 288 Seiten, Halbleinen, cellophaniert etwa 9,80 Mark

Als Fortsetzung zum ersten Teil des Typenbuches wird hier ein allgemein verständlicher, lückenloser Überblick über sämtliche Raumflugkörperstarts vom 1. Juni 1964 bis 31. Dezember 1966 geboten. Als einziges Buch dieser Art auf dem Weltmarkt bietet es mit rund 150 Abbildungen, technischen Daten und Tabellen ein für den Laien wie für den Fachmann gleichermaßen interessantes Material.

WIE ENTSTEHT EIN KRIEGSSCHIFF?

Woitelle

Etwa 224 Seiten, Halbleinen etwa 12,– Mark

Der Autor berichtet in seinem Buch vom Bau eines Kriegsschiffes, von seinen technischen und wirtschaftlichen Problemen und von seiner militärischen Bedeutung. Die Hauptschwerpunkte sind der Schiffbau, der Aufbau eines Schiffes, die Waffen und die technische Ausrüstung, die Probe- und Einsatzfahrten. Reiches Bildmaterial ergänzt die einzelnen Kapitel.

FEIN ODER NICHT FEIN

Dänhardt

Etwa 272 Seiten, Paperback, cellophaniert etwa 4,80 Mark

Es geht um das Benehmen, vor allem um das der jungen Männer, aber auch um das älterer Herren; und insbesondere geht es um das Auftreten unserer Armeeangehörigen in der Öffentlichkeit, um die zwischenmenschlichen Beziehungen auch im militärischen Kollektiv.

DER ZUG HÄLT NICHT IM WARTESAAL

Poche

783 Seiten, Leinen 12,80 Mark

„In den meisten Büchern, die in der letzten Zeit über dieses Sujet geschrieben worden sind, wird die Auseinandersetzung mit dem vergangenen Krieg vor allem unter weltanschaulichen Gesichtspunkten geführt. Bei Poche dagegen dominiert eindeutig der politisch-aktuelle Aspekt. Was an Poches Roman „Der Zug hält nicht im Wartesaal" am meisten beeindruckt: wie er seine Hauptfigur einführt, wie er sie charakterisiert!"

„Sonntag"

BUCHHAUS LEIPZIG

Der Weg zu den drei Birken

Fortsetzung von Seite 25

nahmen sie auf russische Art ein kühles Bad. Als die Kinder vom Frühstück zurückkamen, standen zwei Pferde bereit.

„Versuch es mal, Fritz!"

Noch ehe er recht zur Besinnung kam, saß er mit Hilfe des Offiziers im Sattel, und ab ging's.

Vor dem Bürgermeisteramt hielten sie an. Kurgan holte den Bürgermeister, und sie gingen zusammen zu einem Gebäude, das kaum mehr eins war. Windschief lehnte es am alten Gemäuer eines Gesindehauses. Es war unbewohnt.

Unsicher stolperte der Bürgermeister ein paar wacklige Stufen hinauf. Dann standen sie in einem Raum, der alles andere war als wohnlich. Es war jedoch notdürftig alles aufgestellt worden, was Kurgan tags zuvor gefordert hatte.

Fritz würgte es, so modrig roch es. Beim Atmen kam ihm ein widrig-süßlicher Geschmack auf die Zunge. Wie in einem Kellerloch! Hier sollte er mit seinen Schwestern wohnen und leben? Er versuchte die Tränen zu unterdrücken, doch es gelang ihm nicht. Wie durch einen Schleier sah er die alte Kommode, die Pritschen neben den mit Pappe vernagelten Fenstern, den eisernen Ofen in der Mitte des Raumes.

Der Bürgermeister beteuerte, das würde natürlich noch alles in Ordnung gebracht werden. Doch der Unterleutnant, der Fritz beobachtet hatte, sagte mit schneidender Stimme:

„Herr Bürgermeister! In zwei Stunden ist das in Ordnung! Ich schicke Ihnen Soldaten mit einem Lastwagen. Das Schild ‚Bürgermeister' bringen wir hier an. Die Kinder werden im Gemeindehaus wohnen."

Der Bürgermeister war erschrocken. Er versuchte einzulenken. Wenn der Offizier doch bitte einen Tag noch Geduld haben wolle ...

Kurgan überlegte, dann antwortete er kurz:

„Gut, ich bin einverstanden. Doch sollten Sie mir morgen ähnliches anbieten ..."

Unter Beteuerungen und sichtlich erleichtert verabschiedete sich der Bürgermeister. Kurgan schob bedächtig seine Mütze in den Nacken und setzte sich auf eine der Pritschen.

„Komm, mein Junge, setz dich. Morgen habt ihr ein schönes Zimmer."

Fritz schaute den Offizier vertrauensvoll an.

„Du bist sehr gut, Onkel Mischa. Aber was wird, wenn ihr einmal nicht mehr da seid?"

Kurgan sah Fritz lange und ruhig in die Augen.

„Wir bleiben hier, bis Ordnung ist. Und wenn wir gehen, seid ihr stark genug, selbst Ordnung und Ruhe zu halten!"

„... aber ihr lebt!"

Tage und Wochen vergingen. Fritz und seine drei Schwestern bewohnten ein kleines sonniges Zimmer nahe dem Bürgermeisteramt. Sie freuten sich jedesmal, wenn ihnen der Koch das Mittagessen brachte und vor allem wenn Unterleutnant Kurgan kam, der wie ein Vater zu ihnen war.

Und dann kam der Tag, an den Fritz oft denkt, von dem er erzählt, immer wieder, weil er da Antwort auf Fragen erhielt, die ihm schon lange auf der Seele brannten.

Er ritt, wie so oft, mit Kurgan hinauf in den Wald. Der Offizier ließ keine Gelegenheit verstreichen, in der Natur zu sein.

Die Pferde dampften, denn der Weg zu den drei Birken oben an der Waldwiese war steil und beschwerlich.

Der Offizier befreite die Pferde vom Zaumzeug und setzte sich mit Fritz ins Gras.

„Was machen die drei Schwesterchen?" wollte er wissen. Und ohne die Antwort abzuwarten, sprach er weiter:

„Margarete, Renate und Hannelore." Und noch einmal versonnen: „Hannelore! Ein schöner Name! Lore, Lenotschka ...

Lenotschka – so hieß mein Töchterchen. Und Nastjenka hieß ihre Mama. Wir lebten in Stalingrad. Und ich lehrte die russischen Kinder in der Schule deutsch zu sprechen und deutsch zu lesen und zu schreiben. Die Schule steht nicht mehr. Die meisten Kinder leben nicht mehr. Und Lenotschka ist tot, und Nastjenka, meine Frau ..."

Der Offizier seufzte tief, sah Fritz eine Weile schweigend an und fuhr dann fort:

„Aber ihr lebt, du und deine Schwesterchen!" Und dabei legte er zärtlich seinen Arm um den Jungen.

●

Ja, er lebt, der Fritz Plickert. Er ist Vater von sechs Kindern. Auch seine drei Schwestern leben, sind verheiratet mit Grenzsoldaten, haben ebenfalls Kinder.

Sie alle leben, weil er lebt, der sowjetische Offizier, der Deutschlehrer Michail Kurgan aus der fernen Stadt an der Wolga.

Fritz Plickert ist heute selbst Offizier, Kommandeur. Erzieher junger Soldaten wie damals Unterleutnant Kurgan. Er erzählt von dem sowjetischen Offizier, wann immer er Gelegenheit findet. Seinen Kindern, seinen Soldaten und den Jungen und Mädchen in den Grenzorten.

Und wenn ihn jemand fragt, wie er eigentlich war, dieser sowjetische Offizier, dann sagt er:

„Groß war er und kräftig, streng und gerecht. Gut war er zu Menschen und Tieren. Und klug und menschlich. Er war so, daß ich mir damals fest vornahm, so zu werden wie er, daß ich später Jahr um Jahr danach strebte, ihm gleich zu werden im Denken und im Handeln."

Ich fahre nicht zum Wintersport nach Thale
und habe mich trotz sommerlicher Schale
nicht etwa in der Jahreszeit geirrt;

Ich möchte hier nur kurz darauf verweisen,
daß sich zumindest in den Faschingskreisen
das Klima demnächst sehr erhitzen wird.

H. K.

KREUZWORTRÄTSEL

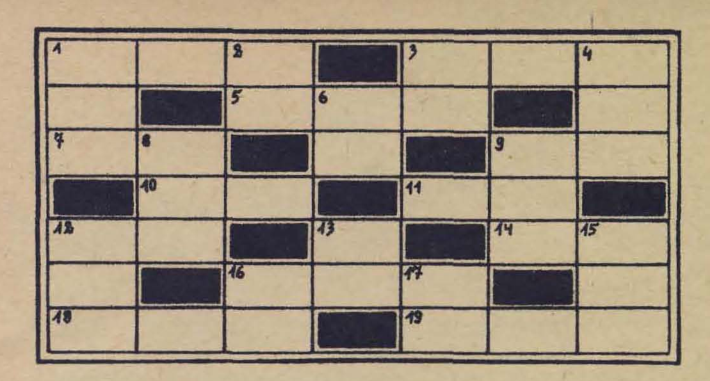
Waagerecht: 1. elektr. Maßeinheit, 4. Tanz, 8. Kfz.-Marke der ČSSR, 12. festlich gedeckter Tisch, 15. Halbedelstein, 16. Steuereinrichtung, 17. Wasservogel, 18. chem. Grundstoff, 19. Wurfgerät, 20. Denklehre, 21. Maßeinteilung an Meßgeräten, 23. diplom. Schriftstück, 24. Stammeszeichen bei Naturvölkern, 25. Teil des MG, 26. Zuschlagstoff des Betons, 29. Ausschank, 30. begeisterter Anhänger, 32. inneres Organ, 34. Zeiteinheit, 37. Bewohner Nordafrikas, 40. Staat in Südamerika, 42. Sittichart, 44. Stromzuführer, 46. erzähl. Versdichtung, 49. Steiggerät, 51. Nachkomme, 52. Nürnberger Kosmograph, fertigte ersten Erdglobus, 54. sowj. LKW, 55. norweg. Mathematiker, 56. Doppelsalz, 57. deutscher Maler, 58. Getreideart, 59. Schnepfenstrauß, 61. Hochgebirgspflanze, 64. Hauptstadt der Tatar. ASSR, 66. Gesichtspunkt, 69. weibl. Vorname, 72. Hafen Roms im Altertum, 74. Sportveranstaltung für Motorräder, 76. Gesangsstück, 77. Geschütz, 80. franz. Stadt an der Maas, 81. Fluß zum Kasp. Meer, 83. jugoslaw. Stadt, 85. engl. Bier, 87. Abfluß des Ladogasees in den Finn. Meerbusen, 90. poln. Tanz, 93. Meßgerät, 94. Schriftgrad, 96. chem. Kampfstoff, 97. Funkmeßanlage, 98. Himmelsrichtung, 99. Kurort am Schwarzen Meer, 100. Edelgas, 101. Teil des Panzers, 102. Jungtier, 103. Vogelwelt, 104. Konfekt, 105. ungar. Komponist (1810–1893), 106. Kampfgefährte Ernst Thälmanns.

Senkrecht: 1. tschech. Widerstandskämpfer, Volksheld, 2. Kunstflugfigur, 3. Teil mancher Pflanzen, 4. franz. Naturforscher, Mitbegr. der Mikrobiologie, 5. Stadt im Sauerland, 6. Mittelmeerinsel, 7. histor. Panzerkreuzer der Balt. Flotte, 8. Nachrichtenmittel, 9. Wohlgeruch, 10. Gleichklang, 11. Hauptstadt der Türkei, 12. Versuch, 13. Spitztürmchen, 14. Stadt in Tirol, 22. Turnübung, 27. Gedankenblitz, 28. Schiffskoch, 29. europ. Hauptstadt, 31. spitzes, schlankes Werkzeug, 33. griech. Buchstabe, 35. törichter Mensch, 36. altchines. Münze, 38. Hirschart, 39. Meeresbucht, 40. Schiffsbohle, 41. Sportart, 43. Betonung, 44. nordamerikan. Halbinsel, 45. Dienstgrad, 47. Wiener Vergnügungspark, 48. Musikstück, 50. Nachtvogel, 53. Getreideart, 58. Grünfläche, 59. Gelenk, 60. Baumvegetationsform, 62. franz. nein, 63. elektr. geladenes Teilchen, 65. Nebenfluß der Rhone, 67. rumän. Dichter (1794–1884), 68. Hauptstadt einer Sowjetrepublik, 70. Politkommissar und Kommandeur der 11. Internat. Brigade in Spanien, 71. Hafenstadt Jordaniens, 73. Zeitungsanzeige, 75. Waffenlager, 78. westfranz. Insel, 79. Pilz, 81. Transportmittel im Unterschied zur Ladung, 82. Prosawerk, 84. nordpoln. Stadt, 86. Abonnent von Zeitschriften, 88. Präsident des DTSB, 89. trop. Narzissengewächs, 91. Nebenfluß der Donau, 92. Wasserfahrzeug, 94. bekannter brasil. Fußballspieler, 95. südamerik. Kamelart.

VERBAUTES

Richtig geordnet, ergeben die Bausteinchen einen militär. Grundsatz.





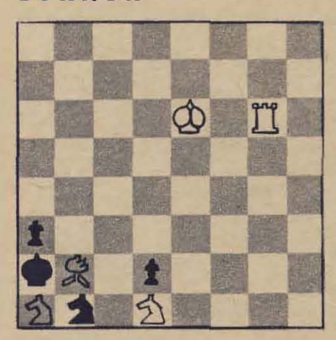
SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Name eines Manövers Warschauer Vertragsstaaten auf dem Balkan, 3. europä. Hauptstadt, 5. Oper von R. Strauß, 7. brauner Erdfarbstoff, 9. Kunststil des Mittelalters, 10. militär. Ehrengruß, 11. Begriff aus der Schießausbildung, 12. weibl. Vorname, 14. Laubbaum, 16. Stadt in Spanien, 18. reaktives Geschoß, 19. Dienstgrad. **Senkrecht:** 1. chem. Element, 2. Stadt in der RSFSR, 3. Nebenfluß der Unstrut, 4. Lehre von der Bewegung der Atome, 6. militär. Erkennungswort, 8. erster sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 9. Bildteppich, 12. opt. Apparat, 13. Stadt im Raum Moskau, 15. Komponist der „Internationale", 16. südamerik. Tee, 17. Künstlergehalt.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben an – ef – fek – griff – hon – in – kom – kreis – le – ni – nie – nung – on – or – pa – pi – pon – richt – sa – sto – struk – tö – tar – ten – ter – ti – ton – tung – ved sind 11 Wörter zu bilden.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen den Namen einer Übung des med. Dienstes der NVA.
1. Dienstgrad in der Ungar. Volksarmee, 2. militär. Führungsdokument, 3. Brückenbauboot, 4. Handfeuerwaffe, 5. Bestimmen der Lage eines Ziels, 6. militär. Einheit, 7. Winkelmeßgerät der Artillerie, 8. Hauptkampfart, 9. Art der Gefechtssicherung, 10. Kennzeichen der Dienstgrade und Waffengattungen, 11. Angehöriger des med. Dienstes.

SCHACH



Matt in vier Zügen (E. Schwenke)

ZUM RECHNEN

Ein Soldat stellte seinen Kameraden folgende Aufgabe:
„Ich habe eben 2 Zahnräder eines Getriebes mit einem Übersetzungsverhältnis von 1 : 3 ausgewechselt. Hätte jedes Zahnrad 8 Zähne mehr, so würde das Verhältnis 6 : 14 sein. Wieviel Zähne hat jedes Zahnrad?"

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/1968

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Hertz, 4. Kegel, 8. Plato, 12. Unita, 15. Oper, 16. Ratio, 17. Elis, 18. Fabel, 19. Slang, 20. Riese, 21. Uelle, 23. Lese, 24. Tumor, 25. Trosse, 26. Reno, 29. Sen, 30. Ger, 32. Trud, 34. Lisene, 37. Anneke, 40. Step, 42. Kreta, 44. Terni, 46. Raab, 49. Helena, 51. Senor, 52. Akelei, 54. Etat, 55. Ahne, 56. Lokal, 57. Raabe, 58. Maas, 59. Ries, 61. Ringer, 64. Seume, 66. Werner, 69. Soda, 72. Etage, 74. Niete, 76. Halo, 77. Romane, 80. Sparte, 81. Patt, 83. rar, 85. Ems, 87. Auer, 90. Aurora, 93. Halka, 94. Blum, 96. Kobra, 97. Elton, 98. Altai, 99. Anger, 100. Peso, 101. Rinde, 102. Knut, 103. Tunis, 104. Tenne, 105. Erden, 106. Turek. – **Senkrecht:** 1. Hofer, 2. Rubin, 3. Zoll, 4. Kessler, 5. Erle, 6. Ernte, 7. Lagune, 8. Pirogge, 9. Loire, 10. Test, 11. Oberon, 12. Usus, 13. Iller, 14. Abend, 22. Ester, 27. Este, 28. Olpe, 29. Sete, 31. Ranke, 33. Ufa, 35. Skat, 36. Nest, 38. nie, 39. Ede, 40. Shorts, 41. Eluard, 43. Angara, 44. Trasse, 45. Rangun, 47. Arkana, 48. Bolero, 50. Neer, 53. Ilse, 58. Meter, 59. Reep, 60. Ewer, 62. Ilm, 63. Gen, 66. Miss, 67. Rhea, 68. Elbe, 70. Oka, 71. Artur, 73. Geranie, 75. Tallinn, 78. Arrest, 79. Dekade, 81. Paket, 82. Tabun, 84. Ahorn, 86. Maler, 88. Unger, 89. Rerik, 91. Raps, 92. Aloe, 94. Bake, 95. Matt.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Kommando, 3. Lafette, 5. Vergaser, 7. Niere, 9. Meran, 10. Volta, 11. Milan, 12. Karte, 14. Gera, 16. Amati, 18. Semester, 19. Tomate. – **Senkrecht:** 1. Kompanie, 2. Dover, 3. Laser, 4. Teheran, 6. Gabin, 8. Revolte, 9. Melange, 12. Karkasse, 13. Puma, 15. Rakete, 16. Aster, 17. Tito.

BAUSTEINCHEN: „Wer schneller und besser schießt, lebt länger."

FÜLLRÄTSEL: 1. Republik, 2. Phonetik, 3. Krokodil, 4. Handball, 5. Margolin, 6. Attrappe, 7. Computer, 8. Elektron – „Rhadopen".

ZUM RECHNEN:

h = größter Abstand des Gleisbogens von der Sehne
s = Sehne
r = Radius
Nach dem Sehnensatz ist:

$$\frac{s^2}{4} = (2r - h) \cdot h$$

daraus folgt

$$r = \frac{s^2}{8h} + \frac{h}{2}$$

$r = 500{,}05$ m

$r \approx 500$ m

SCHACH: Mit 1. Sd8 muß Weiß notgedrungen den sT aus seiner Brennpunktstellung befreien, 1. . . . Td6 (sonst folgt 2. Ld5 bzw. 2. Da4 matt); 2. Lc6! T:c6; 3. Sb7. Damit ist die Ausgangsstellung wieder erreicht, nur daß Weiß eine überflüssige Figur und ein Tempo verloren hat. 3. . . . T bel. 4. Sd6 oder 4. Dc5 matt.







HEFT 2
FEBRUAR 1968
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den Internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. Dezember 1967

Fotos: Gebauer (28) Titel, S. 16, 17, 18, 19, 20, 25, 40, 41, 42, 43, 58, 59, 89, 92; Krauß (1) S. 2; Klöppel (1) S. 8; Privat (1) S. 9; „Sowjetski woin" (3) S. 10, 11; APN (4) S. 14, 15; MBD/Walzel (2) S. 15, 79; Archiv (9) S. 15, 26, 27, 61, 62, 63, 78, 79; Spisla (3) S. 22, 24; Zentralbild (3) S. 23, 64, 66; MBD/Hein (1) S. 27; Deutsches Armeemuseum (2) S. 30, 31; Schlage (2) S. 37, 57; Schorsch (1) S. 48; Dressel (1) S. 49; Nitsche (3) S. 52, 53, 54; DEFA/Erkens (1) S. 56; Fischer (1) S. 60; Balinski (2) S. 62, Rücktitel; MBD/Hoepner (1) S. 71; Bersch (1) S. 72; Braumann (1) S. 76; „Krasnaja swesda" (7) S. 80, 81, 82, 84, 85.

TITELBILD: Freundschaftstreffen in der Berliner Mollstraße nach der Parade anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution.

Als sie 15 war, träumte sie von einer Karriere als Primaballerina, als sie 17 war, wurde sie Schauspielerin: Eevi Kivi.

„Eine Plissezkaja wirst Du nicht, laß den Tanz", sagte die Mutter. Und trotzdem tanzte das junge Mädchen, sie besuchte sogar eine Ballettschule. Nicht die Mutter und nicht die Ärzte waren der Grund, daß sie auf diesen Beruf verzichtete, sie war physisch zu schwach.

Eevi Kivi ist in Tallinn zu Hause. Hier wurde sie geboren, hier heiratete sie, und hier spielte sie auch vor 13 Jahren ihre erste Rolle – eine Primaballerina. Das, was ihr auf der Bühne versagt blieb, gestaltete sie überzeugend auf der Leinwand.

Regisseur Viktor Neveshin, der auf das Talent aufmerksam wurde, übertrug der 17jährigen die Hauptrolle als Wäscherin in „Streifen auf



STAR-Palette

Hinterhöfen". Seither zählt die Estin zu den meistengagierten Schauspielerinnen, nicht nur im Tallinner Studio, sondern auch bei Mosfilm. Einige der vielen Filme, an denen sie mitwirkte, sind auch in der DDR bekannt: „Du bist eine Waise", „713 erbittet Landeerlaubnis", „Waghalsige Kurven".

„Das Merkwürdige ist", erzählte mir Eevi, als ich sie das letzte Mal in Moskau traf, „daß ich mich meistens in solchen Rollen bewähren mußte, die große physische Kraft verlangten. Deshalb meine ich, daß der Schauspieler-Beruf nicht viel leichter ist als der der Tänzerin." – „Befriedigt es dich nicht, eine so populäre Schauspielerin geworden zu sein?" fragte ich sie. „Das kann ich nicht sagen, aber immer habe ich das Gefühl, daß meine Träume nicht erfüllt sind." – „Und im Privatleben?" –

„Ich kann nicht klagen, habe einen guten Mann und meinen Sohn Wolodja. Sehr glücklich wäre ich, wenn wir in Moskau wohnen könnten. Ich muß manchmal wie ein Ping-Pong-Ball vom Tallinner Studio zu Mosfilm fliegen."

Der Mann Eevi Kivis ist Schiffkonstrukteur. Sein Hobby ist das der ganzen Familie – sie baut Miniaturflotten. Nur das Meer, das heißt die Badewanne, ist ein bißchen zu klein.

Roman Balinski

Paul Klimpke

In alter Freundschaft



„Skat? – Nje ponimaju!"



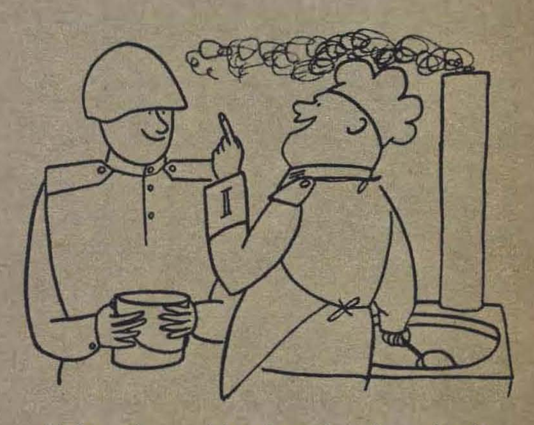
„Nicht wahr, man sieht ihm die 50 Jahre nicht an!"



„Und damit 200 km von zu Hause entfernt!" – „Ich 5000!"



„Sah ein Knab ein Röslein stehn."



„Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?" – „Da, da, schon dreimal heute mittag!"

